

*Zeitschrift Behinderung und Dritte Welt 1/99; Schwerpunktheft:
Berufliche Integration*

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial

SCHWERPUNKTSERIE

Alle haben etwas zu geben: Leben mit Behinderung in Juchitan, Oaxaca, Mexico
und einige kulturell vergleichende Reflexionen
(*Brigitte Holzer*)

SCHWERPUNKTTHEMA

Die Integration von Fachlichkeit: Zur Notwendigkeit eines beschäftigungsrelevanten
Ansatzes in der gemeindenahen Rehabilitation von Frauen und Männern mit
Behinderungen
(*Andreas König*)

„Give us this day our daily bread“
(*Paul Caswell*)

Einkommenschaffende Maßnahmen für Menschen mit Behinderungen -
Erfahrungen aus Togo
(*Eckehard Mewes*)

Menschen mit Behinderungen produzieren für Menschen mit Behinderungen, am
Beispiel von RESCU - Wie sich Behinderungen durch gemeinsame Produktion
aufheben können
(*Albrecht Link*)

BERICHTE

Workshop zur Community Based Rehabilitation
Three Kings Special School Battor

Bericht vom Studierendentreff in Berlin

BAG BEHINDERUNG UND Dritte Welt

AK Frauen und Behinderung in Ländern der sog. Dritten Welt

AK MigrantInnen und Flüchtlinge mit Behinderungen

Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit e.V.

ORGANISATIONEN

Bishop Bekkers Institute

NEWS

Erlaßjahr 2000 - Entwicklung braucht Entschuldung
Neues aus Oldenburg

VERANSTALTUNGEN

LITERATUR UND MEDIEN

STELLENAUSSCHREIBUNGEN

Neue Anschrift:

Zeitschrift Behinderung und Dritte Welt

Wintgenstr. 63, 45239 Essen

Tel.: 0201/ 40 87 745

Fax: 0201/ 40 87 748

E-mail: Gabi.Weigt@t-online.de

Internet: http://www.uni-kassel.de/fb4/Behind_3w/indexb3w.htm

Für blinde und sehbehinderte Menschen ist die Zeitschrift als Diskette im Word-Format erhältlich.

Schriftleitung

Gabriele Weigt, Essen

Geert Freyhoff, Fontanelas (PT)

Redaktionsgruppe

Prof. Dr. Friedrich Albrecht, Görlitz

Prof. Dr. Adrian Kniel, Kassel

Harald Kolmar, Marburg

Gestaltung

Christine Hüttl, Aachen

Druck und Versand

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.

Die Zeitschrift *Behinderung und Dritte Welt* ist eine Publikation der Bundesarbeitsgemeinschaft Behinderung und Dritte Welt.

Die Zeitschrift „Behinderung und Dritte Welt“ wird unterstützt durch:

Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.
Kindernothilfe e.V.

ISSN 1430-5895

Liebe Leserinnen und Leser!

„... unser tägliches Brot gib uns heute...“ so lautet die Überschrift des Artikels von Paul Caswell, der seit Jahrzehnten Projekte der beruflichen Rehabilitation für behinderte Menschen in Westafrika leitet. Es geht in der Tat darum, daß Programme für diese Randgruppe auch dafür sorgen müssen, daß das materielle Überleben der Betroffenen unter ohnehin schwierigen Lebensumständen gesichert wird.

Entsprechend setzen sich die weiteren Autoren dieses Hefts mit mehreren Facetten der

beruflichen Rehabilitation behinderter Menschen in der Dritten Welt auseinander: Andreas Koenig beschreibt die Notwendigkeit eines integrierten Ansatzes, um für Menschen mit Behinderungen eine einkommenssichernde Beschäftigung zu ermöglichen. Welche Faktoren in der Projektfinanzierung das Zusammenspiel zwischen Gebern und Nehmern bestimmen, schildert Eckehard Mewes am Beispiel seiner Erfahrungen beim Deutschen Entwicklungsdienst in Togo.

In dem Beitrag von Albrecht Link über eine Werkstatt in Simbabwe wird beschrieben, wie Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen sich gegenseitig ergänzen und eine wettbewerbsfähige Produktion aufbauen können.

Angesichts des zunehmenden wirtschaftlichen Nord-Süd-Gefälles werden durch die vorliegenden Artikel die vielfältigen Probleme der beruflichen Eingliederung behinderter

Menschen in der Dritten Welt deutlich.

In diesem Heft wird auch die Schwerpunktserie zum Thema „Behinderung in verschiedenen Kulturen“ mit einem Beitrag von Brigitte Holzer fortgesetzt, die in Juchitan, Mexico, geforscht hat und ihre Beobachtungen zur Umgehensweise mit Behinderung vorstellt.

Dieses Heft wäre ohne die Techniken moderner Datenkommunikation nicht zustande gekommen: das Editorial wurde in Togo verfaßt und erreichte, wie auch der Artikel aus Nigeria und die Grundsatzüberlegungen aus Genf per E-mail die Schriftleitung in Essen sowie die Mitglieder der Redaktionsgruppe im gesamten Bundesgebiet und in Portugal.

In aller Welt ist die Zeitschrift Behinderung und Dritte Welt mit beinahe allen Jahrgängen im Internet auf der homepage des FB Sozialwesen (<http://www.uni-kassel.de>) einzusehen und ist für Blinde und Sehbehinderte als ASCII-Datei sowie als WORD -Datei herunterladbar.

Für Zuschriften und Hinweise ist die Redaktionsgruppe im übrigen immer dankbar, da wir mit Ihnen als Leserinnen und Leser gerne ins Gespräch kommen möchten.

Bitte achten Sie darauf, den beigefügten Rückmeldebogen zur Aktualisierung unserer Adressendatei bis spätestens zum

31. Mai 1999

an die Schriftleitung zurückzusenden, wenn Sie weiterhin die Zeitschrift per Post erhalten und nicht direkt aus dem Internet herunterladen möchten. Den Rückmeldebogen finden Sie auf der vorletzten Seite des Heftes.

Ihre Redaktionsgruppe

SCHWERPUNKTSERIE

Alle haben etwas zu geben: Leben mit Behinderung in Juchitán, Oaxaca, México und einige kulturell vergleichende Reflexionen

Brigitte Holzer

Die Studie ist ein Versuch, den selbstverständlichen Umgang mit dem Anders-Sein in Form von Behinderung in der Kleinstadt im Südwesten Mexikos begreifbar zu machen. Das Erkenntnisinteresse des Artikels gilt weder den fehlenden Möglichkeiten für Menschen mit einer Behinderung, ein weitgehend selbständiges Leben zu führen, noch der Suche danach, wie in Juchitan kulturelle Differenzierungen vorgenommen werden, wenn die zwischen behindert und nicht-behindert kaum zum Tragen kommt. Vielmehr benennt B. Holzer in ihrer Studie die strukturellen Grundlagen von Interaktionen, die Menschen mit Behinderung nicht als Gleichwertige ausschliessen.

In diesem Artikel möchte ich einige Beobachtungen dazu präsentieren, wie Menschen, die eine Behinderung haben, in Juchitán, Oaxaca, Mexiko leben. Der 25 jährige Paco, der in Deutschland als geistig behindert bezeichnet würde, durchquert mit einem dreirädrigen Anhängerfahrrad die Stadt und verkauft Käse. Lupita, ebenfalls "geistig behindert" verkauft nach der Schule für ihre Mutter Tortillas (Maisfladen) in der Nachbarschaft. Die obdachlose Frau, die in Zeitabständen aus Chiapas kommt, sich bei den Köchinnen am Markt aufhält und ab und an "ihre Anfälle hat" d.h. alle laut beschimpft, wird von den Köchinnen zum Geschirrspülen und Wäschewaschen angestellt, wofür sie ihre Mahlzeiten und Geld bekommt. Eine Frau, die nicht gehen kann, sitzt am Fenster zur Straße und stickt hochwertige Festtagsblusen, wie sie dort üblich sind. Carmen und Monica, auch "geistig behindert", bekommen von ihrer Mutter die Schule als Arbeitsleistung anerkannt. Wie die anderen Juchitecas, die am frühen Nachmittag mit ihrer Arbeit am Markt fertig sind, gehen sie durch die Nachbarschaft, setzen sich in die Runden der Leute, die es sich in Hängematten und 'butacas' (niedriger Stuhl, in dem man weit zurückgelehnt sitzt) bequem gemacht haben, hören den Gesprächen zu, beobachten, mischen sich hier und da ein, beaufsichtigen und beschäftigen die kleinen Kinder.

Menschen mit Behinderung haben einen Platz in der Gesellschaft Juchitáns

Soweit die Menschen dazu in der Lage sind, werden sie von Familienangehörigen und NachbarInnen zu einer Arbeit angeleitet. Gleichzeitig müssen aber die Leute in Juchitán nicht unbedingt gezielt zum Geldverdienen arbeiten, um von der Familie und der Gesellschaft geschätzt zu werden. Es gibt ein großes Spektrum von Aktivitäten, die anerkennungswürdig sind und die dem Stellenwert der Arbeit auf dem Markt nicht nachgeordnet werden: sich gegenseitig Zeit und Aufmerksamkeit schenken, sich gegenseitig massieren, sich besuchen, an Festen teilnehmen, Nachbarinnen bei der Festvorbereitung helfen, oder einfach nur mit anderen zusammensitzen, um sich auszutauschen. In Juchitán ist jeder und jede in der Lage, etwas zu geben - bei uns: etwas zu leisten -, so, wie die Leute mit ihren Eigenarten und besonderen Merkmalen sind: der Alkoholiker oder diejenige, die am Markt nicht arbeiten kann, "weil ihre Hand zu schwer wiegt, wenn sie bedienen muß" (Otilia).

Müssen Menschen gepflegt werden, dann werden sie zu Hause betreut. Engpässe gibt es hier, wenn die Familie es sich nicht leisten kann, Mitglieder zur Betreuung abzustellen bzw. in kein soziales Netz eingebunden ist. Solche Fälle, in denen die Personen mit Behinderungen vernachlässigt werden, gibt es in Juchitán auch. Allerdings gehe ich davon aus, daß derartige Vorkommnisse weit geringer als im nationalen Durchschnitt sind, da die Existenzsicherheit dort erwiesenermaßen größer als in anderen Teilen Mexikos ist (Holzer 1996; Oswald 1997). Die florierende regionale Ökonomie (vergl. Bennholdt-Thomsen 1994) sichert den kulturell eigenständigen Umgang mit Behinderung ab.

Dem Rhythmus des Alltags der Händlerinnen in Juchitán folgend, ist es nicht weiter verwunderlich, daß unterstützungsbedürftige Menschen in der Familie angeleitet und betreut werden. Die Ökonomie beruht ganz wesentlich auf Produktion der unmittelbar zum Leben notwendigen Dinge. Im Haushalt hergestellte Produkte der Frauen und bäuerliche und handwerkliche Produkte der Männer werden von den Frauen auf dem Markt verkauft. Diese hauswirtschaftliche und handwerkliche Art des Wirtschaftens auf dem Feld, zu Hause und auf dem Markt bietet die Möglichkeit, Menschen mit Behinderungen, Kinder und alte Menschen durch Hilfstätigkeiten unterschiedlicher Schwierigkeitsgrade in die alltägliche Arbeit miteinzubeziehen. Die Wohnform ist zudem relativ offen, wodurch auch die Arbeit im und um's Haus einsehbar und spontane Mithilfe bei der Haus- bzw. Betreuungsarbeit möglich ist. Beschreiben wir die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am sozialen Geschehen in Juchitán allerdings ausschließlich auf dieser Ebene, erfassen wir das Spezifische der juchitekischen Normalität nicht und bleiben den bei uns gültigen Maßstäben verhaftet: Menschen haben teil und werden nicht als Problem wahrgenommen, wenn sie etwas leisten können oder ihre Betreuung relativ reibungslos organisiert werden kann. Eine solche Beschreibung aber wird dem juchitekischen Maßstab nicht gerecht, auf dessen Grundlage die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen erst gar nicht in Frage steht. In Deutschland sprechen wir davon, Menschen mit Behinderungen zu integrieren und machen damit deutlich, daß sie nicht selbstverständlich zur Normalität gehören. Die Integration kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie den Zustand der Desintegration voraussetzt. Es ist aber gerade die Normalität des "Andersseins", die Selbstverständlichkeit, mit der sich auf die Eigenart einer jeden Person eingestellt wird, ohne sie darauf zu reduzieren und in eine Schublade zu stecken, die die Alltagsrealität Juchitáns für BewohnerInnen der westlichen Welt faszinierend macht.

In der subsistenzorientierten Gesellschaft Juchitáns sind alle bedürftig ...

Juchitán ist eine subsistenzorientierte Gesellschaft. Die Subsistenzorientierung äußert sich etwa darin, daß Produktion und Handel nicht nach den Gesetzen des freien Marktes funktionieren. Das Ziel der Aktivitäten auf dem Land, in der Werkstatt und auf dem Markt ist nicht, Überschüsse zu erwirtschaften, um diese zu reinvestieren und so die Gewinne zu steigern, sondern Ziel ist die Versorgung mit dem alltäglich Notwendigen. Wenn die Händlerinnen Überschüsse erwirtschaften, verausgaben sie diese in Form von Festen. Ein Fest zu veranstalten, heißt, sich in die Schuld derer zu bringen, die zum Fest kommen, bei der Vorbereitung helfen und mit einer Geldsumme kooperieren. Diese werden wiederum Feste veranstalten, um sich zu holen, was ihnen zusteht. Dieses Prinzip der Gegenseitigkeit zieht sich durch das gesamte Miteinander im Alltag, verpflichtet die Menschen aufeinander und unterbindet rücksichtslose Übervorteilung in der Konkurrenz und Alleingang in der Lebensgestaltung sowie die zwanghafte Mobilität nach oben. Im Gegenteil die Juchiteken erneuern und bestätigen dadurch kontinuierlich ihre Abhängigkeit voneinander.

Juchitán unterscheidet sich dabei von anderen in der Ethnologie analysierten Verschwendungsökonomien, in denen vorhandener Reichtum, etwa in Form von Kupferplatten, Wappen, Schnitzereien verschwendet und vernichtet wird, um "Gleichwertige" herauszufordern (vergl. Barnett 1938; Mauss 1990:85f). Die Juchiteken genießen vielmehr Essen und Trinken, Musik und Tanz im Überfluß. Die unmittelbaren, menschlichen Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt der Feierlichkeiten, zu deren Befriedigung auf Gegenseitigkeit basierende Netze der Abhängigkeit geknüpft werden.¹ Meine These ist, daß in der Art der Juchiteken, Behinderung als zum Alltag gehörend anzunehmen, eine Subsistenzorientierung zum Ausdruck kommt, die nicht nur die unmittelbare Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Geschehens stellt, sondern auch der Bedürftigkeit und den Bedürftigkeiten und nicht zuletzt der Abhängigkeit voneinander einen Platz einräumt. Nicht nur Nahrung ist Kommunikationsmedium auf den Festen und auf dem Markt, sondern auch die gegenseitige Abhängigkeit wird ritualisiert, und: Unterstützungs- und Hilfsbedürftigkeit bekommen nicht den Stempel einer lästigen Unregelmäßigkeit im Arbeitsalltag, sondern werden vielmehr als normal und ausgleichbar gesehen.

Während meines Aufenthaltes in Juchitán erlebte ich mehrmals, wie Freundinnen nach einer Operation zu Hause von Verwandten und Bekannten versorgt und gepflegt wurden. Die vom Arzt verordnete Zeit der Rekonvaleszenz, in der die Frauen nicht arbeiten und sich nicht anstrengen sollten, verdoppelte die weibliche Verwandtschaft in jedem der Fälle, und der Genesenden wurden alle Tätigkeiten, einschließlich Duschen und Ankleiden abgenommen. Die Betroffenen wiederum hatten offenkundig kein Problem, die umfassenden Hilfeleistungen anzunehmen. Es war für mich während meines fast zweijährigen Aufenthaltes ein durchaus mühseliger Prozeß, zu lernen, daß sich die Menschen in Juchitán weit weniger als

¹vergleiche hierzu die Analysen der Sozialstruktur Juchitáns, unter anderen: Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.), 1994, Juchitán - Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriarchat. Rororo. Reinbek; Holzer, Brigitte, 1996, "Subsistenzorientierung als "widerständige Anpassung" an die Moderne in Juchitán, Oaxaca, Mexiko", 1996, Peter Lang. Frankfurt/Main. Campbell, Howard et al, 1994, Zapotec Struggles. Histories, Politics and Representations from Juchitán, Oaxaca. Washington and London. Smithsonian Institution Press, S. 87-100.

eigenständig, autonom und selbständig sehen bzw. bemühen, dies zu sein, denn als unterstützungs- und hilfsbedürftig (Holzer 1996). Die Juchitecos haben nicht die Vorstellung, "ihren Weg alleine machen zu können" - und dies nicht nur im übertragenen Sinne: tatsächlich begleitet man sich ständig gegenseitig (Holzer 1996:8f). Menschen, die einer Unterstützung und Hilfestellung bedürfen, fallen so nicht weiter auf, was sich in der Institutionenlandschaft dieser Stadt widerspiegelt. Seit 1986 gibt es dort zwar eine Sonderschule - ein Schulzentrum für Kinder und Jugendliche mit unterschiedlichen Behinderungen - und es existieren außerdem ein Heim für verwaiste Kinder, ansonsten aber keine Alten-, Pflege- oder Behinderteneinrichtungen.

.... deshalb gibt es dort die Trennung in "Behinderte" und "Nicht-Behinderte" nicht

Die Trennung der Menschen in diejenige, die autonom und selbständig ihr Leben alleine machen und diejenige, die dazu nicht in der Lage sind bzw. der Unterstützung bedürfen, macht in Juchitán wenig Sinn. Es gibt sie auch gar nicht. Bereits in der dort gesprochenen zapotekischen Sprache können Menschen mit einer Behinderung nicht als "Behinderte" klassifiziert werden. Das Zapotekische kennt nur wenige differenzierte Bezeichnungen für unterschiedliche Formen der Behinderung. So gibt es Ausdrücke dafür, daß ein Mensch nicht hört, nicht spricht, nicht sieht oder dafür, daß er hinkt. Benannt werden körperliche Funktionen, die gestört sind, und damit gleichzeitig von den Funktionen unterschieden, die nicht gestört sind. Die Blinde kann nicht sehen, aber sie kann sprechen und gehen und alles andere. Die Sprache kennt außerdem einen Ausdruck für Menschen, die für "Trottel" gehalten werden (gichaa). "Gichaa" hat eine diskriminierende Konnotation. Der Begriff bezeichnet weniger eine dauerhafte Schädigung, denn eine Stimmung in bezug auf einen Mitmenschen in einer spezifischen Situation. "'Gichaa" werden auch Leute genannt, die keine Behinderung haben, aber andere verärgern oder sich unmöglich verhalten," erläutert mir eine Köchin am Markt. Die Mutter von zwei Schülerinnen der Sonderschule, Asunción Regalado (Frau eines Taxifahrers und Händlerin), gibt einen Grund dafür, warum ihr der Begriff ein besonderer Dorn im Auge ist. Sie schildert mehrere Geschichten, in denen verärgerte Bekannte bzw. Nachbarn ihre Töchter als "gichaa" bezeichnen, um sie und ihre Familie zu treffen. Da sie sehr viel soziales Ansehen genießt, kann sie sich darüber aufregen, wenn ihr diese Art von Feindseligkeit und Boshaftigkeit begegnet. Bestandteil derselben Realität ist immerhin gleichzeitig, daß die Frauen und Männer gar nicht besonders bezeichnet werden (können), sie nicht anders unterschieden werden wie andere: Carmen und Monica, die Töchter, Enkelinnen, Nichten von Die Mitmenschen können sich auf Zapotekisch nicht auf deren Behinderung beziehen.²

In einem auf Zapotekisch verfaßten Flugblatt, das zum Tag der offenen Tür der Sonderschule einlädt, bezeichnen Verantwortliche der Schule SchülerInnen als "gichaa". "Ich machte die Sozialarbeiterin darauf aufmerksam, daß sie dieses Wort nicht verwenden sollte. Allerdings habe ich es bis heute nicht geschafft, das Wort im Zapotekischen feiner zu gliedern, unterschiedliche Ausdrücke für leichte und starke Behinderungen zu finden," bedauert Frau Regalado und spricht damit gleichzeitig

²Es macht Sinn, in diesem Zusammenhang zu beobachten, wie leicht Leute hier auf Behinderungen zurückgreifen, um Menschen zu bezeichnen. z.Bsp. "Das behinderte Mädchen im Haus gegenüber".

ein zentrales Dilemma an, das ihre Geschichte und die ihrer Töchter insbesondere im Zusammenhang mit der Sonderschule prägt. Als ihre Töchter sechs und fünf Jahre alt waren, sprachen sie sehr schlecht. Frau Regalado wollte ihre Kinder deshalb in der Hauptstadt untersuchen lassen, was sie gegen ihren Mann und die gesamte Familie durchsetzen mußte: "Die Kinder sind gesund, sie sprechen eben später, sie sind nicht krank, das ist halt ihre Art zu sein, wofür schleppst du sie nach Oaxaca!?", waren die "Argumente" gegen eine Untersuchung. Für die (erweiterte) Familie sind die Mädchen "normal", wodurch sich die Notwendigkeit einer besonderen Förderung erübrigt. Ist Behinderung aber erst einmal ein Thema, ist es von Bedeutung, verschiedene Arten und Grade von Behinderung zu unterscheiden. Ein Thema wurde sie im Zusammenhang damit, die Mädchen im Rahmen der eigens dafür etablierten Institution Sonderschule (unterschiedlich) zu fördern.

In der westlich-industrialisierten Gesellschaft geht die Differenzierung von Graden und Arten der Behinderung mit einer Gesetzgebung einher, die für alle gleiche Rechte und staatliche Unterstützung verspricht. Immer ausdifferenziertere Definitionen, Kriterien und Maßeinheiten für den Schweregrad von "Behinderungen" festigen deren Status als solche; der Personenkreis derer, die als behindert zu gelten haben, dehnt sich aus und das Paradoxon im Sinne Stikers etabliert sich: Um nicht mehr als "andere" Menschen in Erscheinung zu treten, werden Menschen mit Behinderung gekennzeichnet, sie werden benannt, um unerwähnt bleiben zu können. (Stiker 1982 in Ingstad; Whyte 1995:8; Übers., d.V.) Mit der Kategorie "behindert" sind "andere" geschaffen. Das Augenmerk bei der Benennung richtet sich auf den Makel, hinter dem Fähigkeiten und Individualität verschwinden. Daran ändert auch die Differenzierung nichts mehr.

Menschen werden in Juchitán nicht auf ihre Behinderung reduziert ...

Die meisten Methoden, mit denen bei uns eine Annäherung von Behinderung an das Normal-Sein geschaffen werden soll - bspw. selbstverdientes Geld, Beschulung und besondere Fördermaßnahmen - haben mit der Normalität von Behinderung in Juchitán nichts zu tun. Ein Stück weiter in der Beschreibung dessen, wie sich dort das Normal-Sein äußert, bringt uns Erving Goffmans Konzept der Stigmatisierung. Als Stigmatisierung beschreibt er den Prozeß, der in unserer Gesellschaft aus dem Anders-Sein ein Außenseiterdasein macht. Er bezeichnet damit den Vorgang in der sozialen Begegnung, in dem das "behinderte" Gegenüber auf seine Behinderung reduziert, und die Bandbreite der Interaktionen, die möglich wären, nicht mehr ausgeschöpft wird. Die so auf ihr Stigma verwiesene Person weiß um ihre Auffälligkeit und auch darum, daß ihr Gegenüber weiß, daß sie es weiß. Das ist keine Wortspielerei, sondern die Beschreibung einer Situation, die angespannt und nicht "normal" ist. Die "makellose" Person kann diese Situation als Quelle kontinuierlicher Verunsicherung meiden. Für die "behinderte" gibt es kaum andere Situationen, sie ist immer wieder auf ihre Behinderung verwiesen. (Goffman 1994)

In Juchitán ist das anders, wie eine kleine Episode aus dem Alltag illustrieren kann: Carmen (22) und Monica (21), wollen sich für ihren Geburtstag auf dem Markt je ein Kleid aussuchen. Die beiden bewegen sich mit mir von Stand zu Stand, die jungen Frauen wählen aus, probieren an und verhandeln. "Wieviel kostet das Kleid?" Die Händlerin nennt den Preis. "Warum kostet es heute soviel, letzte Woche war es doch billiger?" Die Händlerin verneint. Der Preis sei immer der gleiche gewesen. "Warum verkaufst Du so teuer?" Die Verkäuferin nennt den Preis, der für sie die

unterste Grenze darstellt. Carmen übernimmt die Leitung der Einkaufstour als juchitekische Händlerin, nicht als Schülerin der Sonderschule. Was in Juchitán Alltagsnormalität ist, beeindruckt die Betrachterin einer Gesellschaft, in der sie ein solches Wechselspiel kaum erlebt: die Verkäuferinnen reagieren überhaupt nicht auf die Sprachschwierigkeiten der beiden. Interaktionen, die möglich sind, finden statt. Die Käuferinnen brauchen also weder auf (mögliche) Verunsicherungen ihres Gegenübers zu reagieren, noch nehmen sie sich selbst als verunsichernd wahr.

..., vielmehr haben auch sie etwas zu geben

Auf die Behinderung reduziert zu werden, bedeutet vom gegenseitigen Geben und Nehmen ausgeschlossen zu sein, und das ist sehr folgenschwer für das Wohlbefinden und die Würde von Menschen. Darauf machte mich Alicja Schmidt, eine Freundin mit Down-Syndrom, aufmerksam. Sie begleitete mich 1995 zusammen mit ihrem Mann nach Juchitán. Beide sind Mitglieder des Vereins "Behinderte helfen Behinderten e.V. in Bielefeld". In einem Interview, das ich mit A. Schmidt nach dieser Reise führte, kontrastierte sie ihre Befindlichkeit in Juchitán immer wieder mit der an ihrer Arbeitsstätte in Bielefeld (Behindertenwerkstatt): "Ich habe mich nicht als Behinderte behandelt gefühlt. Hier wird man richtig als Behinderte behandelt. Das merkt man, wenn man sich mit Menschen unterhält. ..., das geht vom Gespräch schon selber aus, ob es vom Herzen kommt oder nicht. Als ob es nur so daher gesagt ist, und das habe ich bei den Menschen in Mexiko nicht so empfunden. Als würden die Leute hier sich nicht ernsthaft auf einen einlassen". (Interview vom 4.11.1995, Seite 16, Zeile 8-14) Auf die Nachfrage "Du hattest also nicht das Gefühl, daß die Leute in Juchitán dich und Wolfgang (ihr Ehemann, d.V.) als Behinderte behandelt haben?", antwortete sie: "Das habe ich nicht gehabt, das Gefühl. Von allen. Mich hat das sehr traurig gemacht, wie auf einmal Chion (Frau Regalado, d.V) kam und weinte. Das ging mir sehr ans Herz. Ich dachte so im Stillen, sie hat es bestimmt nicht einfach...." (Interview vom 4.11.1995, Seite 18, Zeile 1-11). Frau Schmidt bezieht sich hier auf eine Situation, in der Frau Regalado verzweifelt und enttäuscht über das Verhalten ihres Mannes in den Hof unserer Gastgeberin kam und sich dort von ihr in den Arm nehmen ließ und Trost holte (von ihr und nicht von den anderen anwesenden, vertrauten Frauen). Damit hat Frau Regalado Frau Schmidt definitiv den Status einer Behinderten genommen, indem sie sie zu einer Person machte, die ihr etwas geben und zu ihrer Situation etwas beitragen kann. Das ist offensichtlich keine selbstverständliche, alltägliche Erfahrung für Frau Schmidt. Vielmehr kritisiert sie die Situation in ihrer Werkstatt vor dem Hintergrund des in Juchitán Erlebten. "Ich sage nicht gern Behinderte, weil es dann auch weh tut innerlich. Aber man ist von den Betreuern schon richtig so fixiert worden, daß man so denken und empfinden soll. Ich habe in der letzten Zeit, seit wir wieder hier sind, ... , wo ich arbeite, gemerkt, keiner interessiert sich so richtig für den anderen und wenn man Fragen hat an den Betreuer oder so, dann wird gesagt, halt die Klappe, mach' deine Arbeit. Was willst du eigentlich, fühlst dich etwas besonderes, weil du geheiratet hast, Schmidt heißt und es gewagt hast, aus dem Heim zu gehen. Du kriegst sonst ja keine Arbeit, bist doch von uns abhängig (Interview 4.11.1995, Seite 16, Zeile 16-24).

Den Institutionenalltag in Deutschland kennzeichnet die unüberwindbare Trennung zwischen Hilfstätigen und Hilfsbedürftigen

Auch ich vermag mir kaum vorzustellen, daß Frau Schmidt eine in der Werkstatt angestellte Betreuerin tröstet. Das wesentliche Merkmal der Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen scheint vielmehr die unüberwindbare Trennung zwischen Hilfsbedürftigen und Hilfstätigen. Definiertermaßen abhängig, sind BewohnerInnen der Institutionen darauf reduziert, zu nehmen. Ihnen stehen selbständige und unabhängige Menschen gegenüber, die in der Lage sind, Bedürftigen zu helfen. Die Rolle der Sozialpädagoginnen und -arbeiterinnen ist es, in dieser Begegnung auf keinen Fall selbst bedürftig zu sein.

Das Muster, Menschen aus der Gegenseitigkeit auszuschließen, indem sie zu Nehmenden gemacht werden, die nichts geben können, finden wir übrigens auch immer wieder in der Art, wie Leute der sog. Ersten Welt denen der sog. Dritten begegnen. Das Alltagsdenken, die staatliche Entwicklungshilfe und auch die so ernstgemeinte der Nichtregierungsorganisationen erheben den Anspruch zu helfen und reproduzieren dabei nur allzuoft die Kehrseite der Medaille, Menschen auszubeuten, von ihnen zu nehmen, ohne zu geben: sie sind in beiden Fällen nie gleichwertige Gegenüber. Das Muster zeigt sich so penetrant, daß es sich lohnt, die weitere kulturvergleichende Analyse nicht auf diejenigen zu konzentrieren, die der Hilfe (scheinbar) bedürfen, sondern auf das Bedürfnis, Hilfsbedürftige zu schaffen, das sich in den Einrichtungen unserer Gesellschaft so deutlich abzeichnet.

Der Vergleich zwischen der mütterzentrierten, subsistenzorientierten Gesellschaft Juchitáns mit der patriarchalen Geld- und Warenökonomie Deutschlands

Vergleichen wir die Gesellschaft Deutschlands mit der Juchitáns als "symbolischen Ordnungen" im Sinne Luisa Muraros. Mit dem Begriff der symbolischen Ordnung benennt Luisa Muraro Bedeutungsstrukturen, die dadurch zustandekommen, daß die Menschen die Vielfältigkeit der Wirklichkeit innerhalb ihres sozialen Kontextes gemäß spezifischer Muster - Bedeutungszusammenhänge - erkennen und benennen. (Muraro 1993) Die Frauenforschung der industrialisierten Länder beschreibt seit ihrem Bestehen die "symbolische Ordnung" dieser Länder als patriarchale. "Arbeit" wird hier große Bedeutung zugemessen. Als Arbeit werden aber in erster Linie die Tätigkeiten wahrgenommen, die bezahlt und/oder formalisiert organisiert sind bzw. in Verbindung mit der Geld- und Warenwirtschaft stehen. Die Konsequenz ist, daß viele Tätigkeiten, obschon sie grundlegende menschliche Bedürfnisse befriedigen, wie die nicht-bezahlte Hausarbeit der Frauen (daraus der Bereich der beziehungsstiftenden und -erhaltenden Arbeit) weder als Arbeit gesehen, noch angemessen gewürdigt werden. Nicht die Subsistenzproduktion gilt im alltagspraktischen und wirtschaftswissenschaftlichen Denken als Lebensgrundlage, sondern die Produktion, die uns immer mehr vom Lebensnotwendigen entfernt (Holzer 1997). In dieser Geringschätzung der Subsistenzproduktion ist die weibliche - insbesondere mütterlicher - Leistungen enthalten. Die Geringschätzung ist infolge Louisa Muraro Ausdruck dafür, daß in der symbolischen Ordnung des Patriarchats dem "Ursprung aus der Mutter" keine Bedeutung zukommt.

Das Verschweigen der (Bedeutung der) mütterlichen Herkunft ist Muraro zufolge die Grundlage dafür, daß im Patriarchat nicht wahrgenommen wird, nicht benannt wird und nicht angemessen repräsentiert wird, was die Potenz und Leistung der Frauen ist. Demgegenüber kann in bezug auf den Bevölkerungsausschnitt der Bauern und Händlerinnen in Juchitán von einer

symbolischen Ordnung der Mutter gesprochen werden, da die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Organisation Juchitáns entlang einer weiblichen Genealogie strukturiert ist. Diesen Begriff, der die weibliche Linie der Erbfolge bezeichnet (z. Bsp.: der Name der Mutter wird an die Kinder weitergegeben, nicht der des Vaters) auf die gesellschaftliche Organisation Juchitáns übertragen, bedeutet, daß die Mutter als Ursprung des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens in den Symbolen der Kultur präsent ist. Die Figur der Mutter ist der des bedürftigen, abhängigen und ungeschickten Wesens (Kind, Säugling) komplementär. Das heißt, die **versorgenden** Aufgaben der Mutter und die Bedürfnisse, die sie bedient, haben einen Namen, werden benannt. So etwa, wenn die Herstellung und Verteilung von Nahrung, die im Mittelpunkt der Frauenarbeit in Juchitán stehen, als Ökonomie bezeichnet werden - (im Gegensatz zu Deutschland, wo viele Hausfrauen behaupten, "ich arbeite nicht", und "Ökonomie" mit industrieller Produktion und nicht mit Versorgung verbunden wird) - oder Frauen und die Verteilung von selbsthergestellter Nahrung den Mittelpunkt des Festgeschehens darstellen, oder Hilfsbedürftigkeit nicht als Unregelmäßigkeit behandelt wird (demgegenüber in Deutschland: die ausdifferenzierte Institutionenlandschaft).

"Behinderte" gibt es bei uns, weil Bedürftigkeiten kulturell keinen Stellenwert haben

Aus dieser Gegenüberstellung der symbolischen Ordnungen ist es nicht so schwierig, abzuleiten, warum das autonome Individuum, das nicht in erster Linie bedürftig ist, sondern selbständig, und das ohne das Zutun anderer auskommt, d.h. unabhängig ist, das Ideal der patriarchalen Gesellschaft darstellt. Der Ursprung aus der Mutter ist weder symbolisch noch durch die gesellschaftlichen Institutionen repräsentiert, bspw. in der/durch die Sprache oder durch die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze. Es ist schwierig, den Ursprung aus der Mutter und damit sich selbst als hilfsbedürftiges Wesen anzuerkennen. Doch warum scheint es dem autonomen und selbständigen Individuum so wichtig, Menschen, die eine Unterstützung brauchen, so einseitig auf deren Hilfsbedürftigkeit zu reduzieren? Vielleicht weil die eigene Unabhängigkeit letztlich doch künstlich und nur eine Illusion ist? Für die Verdrängung der eigenen Abhängigkeiten braucht das autonome Individuum viel Disziplin, müssen die Menschen ihr Angewiesensein und ihre Bedürftigkeit doch ständig leugnen. Behinderung und die Art des Umgangs in unserer Gesellschaft damit, spielt dann die Rolle, diese Illusion von Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. "Behinderte" können den Hintergrund bilden, vor dem "Gesunde und Normale" sich stark und unabhängig fühlen können (vergl. Pixakettner 1988). Vor dem Hintergrund angewiesener Personen können sich diejenigen, die "es alleine machen" aber nur abheben, wenn der Abhängigkeit und Angewiesenheit von anderen die kulturelle Repräsentation und gesellschaftliche Akzeptanz entzogen bleibt. Das Stigma "behindert" entzieht dem bedürftigen und angewiesenen Menschen den Status "normal". Alicja Schmidt brachte es auf einer Podiumsveranstaltung auf den Punkt: "Die Leute sagen: "du bist krank - weil ich behindert bin - und deshalb bist du nicht normal. Ja, ist es denn nicht normal, krank zu sein?"

Auch der stark spastisch gelähmte Gründer von Danceability (einer Abwandlung der Tanzform Kontaktimprovisation) führt uns vor Augen, daß es "Behinderte" gibt, weil

Menschen meinen, andere nicht brauchen zu dürfen. Er stellt in einem Fernseh-interview auf die Frage: wie er als Behinderter solche Leistungen (den Tanz, d.V.) erbringen könne, die Gegenfrage: "Warum denken sie, ich bin behindert? Ich kann sagen, was ich brauche, können sie das?"

ABSTRACT: The paper attempts to make comprehensible the ordinary, taken for granted, way in which difference, in the form of disability, is dealt with in a town in South West Mexico. The significance of Holzer's findings lies neither in the lack of opportunities for disabled persons to live a mostly independent life nor in the attempt to discover, accordingly, how cultural differentiation takes place in Juchitan since the differentiation of the disabled from the able-bodied there scarcely plays a role. Rather, in her study, Holzer identifies the structural basis of interaction that not excludes disabled individuals from being equal members of the society.

RESUMEE: Cette étude est une tentative d'approche pour essayer d'analyser les rapports de tout à chacun avec un alter égo „different“ de part ses handicaps, étude réalisée dans une petite ville du Sud-Ouest du Mexique. L'intérêt de cet article ne réside ni dans la difficulté pour des personnes handicapées de mener une vie à peu près autonome, ni dans l'absence de difficulté pour ces mêmes personnes, absence qui serait possible comme nous le montre l'exemple décrit à Juchitán; Brigitte Holzer se préoccupe bien plus dans son étude de mettre en évidence l'infrastructure des interactions permettant à tout handicapé d'être considéré comme un être humain à part entière.

RESUMEN: El estudio pretende hacer comprensible el trato normal de personas con diferencias en forma de una discapacidad en la pequeña ciudad de Juchitan en el suroeste de Mexico. El interés del artículo no se centra en la falta de posibilidades para personas con discapacidad para llevar una vida relativamente independiente ni en la búsqueda, como se producen diferenciaciones culturales en Juchitan, si la diferenciación entre discapacitado y non-discapacitado casi no se percibe. En su estudio B. Holzer señala mas bien las bases estructurales de las interacciones, que no excluyen a las personas con discapacidades como personas con el mismo valor que otras.

Anmerkungen:

1) vgl. hierzu die Analysen der Sozialstruktur Juchitans, unter anderen: Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.): Juchitan - Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriachat. Rororo.Reinbek, 1994; Holzer, Brigitte: Subsistenzorientierung als „widerständige Anpassung“ an die Moderne in Juchitan. Oaxaca, Mexiko, Peter Lang, Frankfurt/Main 1996; Campbell, Howard et al: Zapotec Struggles. Histories, Politics and Representations from Juchitan, Oaxaca, Washington and London, Smithsonian Institution Press, 1994, S. 87-100

2) Es macht Sinn, diesem Zusammenhang zu beobachten, wie leicht Leute hier auf Behinderungen zurückgreifen, um Menschen zu bezeichnen, z.B. „Das behinderte Mädchen im Haus gegenüber“.

Literatur:

BARNETT, H.G.: The Nature of Potlatch, in: American Anthropologist, No.40, 1938

BINTIG, Arnfried: Wer ist behindert? Berichte zur beruflichen Bildung. Heft 29, 1980

BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika (ed.): Juchitán - Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriachat. Rororo. Reinbeck 1994,

GOFFMANN, Erving: Das Stigma, Frankfurt/Main. Suhrkamp, 1975

HOLZER, Brigitte: Initiative "Voneinander-Lernen" in Juchitán, Mexiko und Bielefeld Deutschland. Hrsg. KED im diakonischen Werk von Westfalen. Münster, 1996

HOLZER, Brigitte: Subsistenzorientierung als "widerständige Anpassung" an die Moderne in Juchitán, Oaxaca, Mexiko, 1996, Peter Lang.

HOLZER, Brigitte: Das Verschwinden der Haushalte: gesellschaftliche und geschlechtliche Arbeitsteilung in der Wirtschaftstheorie, in: Komlosy, A., et al (Hg), Ungeregelt und unterbezahlt. Der Informelle Sektor in der Weltwirtschaft. Verlag Brandes & Apsel. Wien, S. 117-131, 1997

IBEN, G.: Zum Begriff der sozialen Benachteiligung, in: Deppe-Wolfinger, H., behindert und abgeschoben. Zum Verhältnis von Behinderung und Gesellschaft. Weinheim und Basel, 1983

INGSTAD, Benedicte; REYNOLDS WHYTE, Susan: Disability and Culture. University of California Press. Berkeley, Los Angeles, London, 1995
LEVI-STRAUSS, Claude: Tristes Tropiques. Jonathan Cape. Thirty Bedford Square London, 1973
MAUSS, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/M.. Suhrkamp, 1990 (1950)
MURARO, Luisa: Die symbolische Ordnung der Mutter, Frankfurt/New York, Campus, 1993
OSWALD SPRING, Ursula: El alimento como vehiculo de bienestar individual y social, in Bennholdt-Thomsen, V. Juchitán, la ciudad de las mujeres. Instituto oaxaceño de las culturas. Oaxaca, 1997
PIXA-KETTNER, Ursula: Zwischen traditionellen Werten und Kolonialismus - Einstellungen gegenüber Behinderung in Zimbabwe, in: Kemler, H., Behinderung und Dritte Welt. Annaeherung an das zweifach Fremde. IKO. Frankfurt, Main, 1988, S. 70-91
RENTMEISTER, Cillie: Frauenwelten - Männerwelten, Leske und Budrich, Opladen, 1985

Dr. Brigitte Holzer, Soziologin, lehrt Soziologie am Oberstufenkolleg der Universität Bielefeld. Im Rahmen ihrer Arbeit im Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz beschäftigt sie sich mit alternativen Formen des Wirtschaftens und berät Projekte in Mexiko, die Unterricht und Ausbildung für Kinder und Jugendliche mit Behinderung im Rahmen der lokalen kulturellen Gegebenheiten eigenständig (das heißt in gewisser Weise staatsunabhängig) organisieren wollen.

Anschrift: Dr. Brigitte Holzer, Agnes-Miegel-Weg 3, 33813 Oerlinghausen

SCHWERPUNKTTHEMA

Die Integration von Fachlichkeit: Zur Notwendigkeit eines beschäftigungsrelevanten Ansatzes in der gemeindenahen Rehabilitation von Frauen und Männern mit Behinderungen

Andreas König

Um den sozio-ökonomischen Bedürfnissen von Menschen mit Behinderungen und anderen benachteiligten Gruppen in armen Ländern gerecht zu werden, werden im Artikel „integrierte Maßnahmen“ vorgestellt, die die Bereiche Erziehung, berufliche Ausbildung und Förderung von Kleingewerbe umfassen. Ein in dieser Weise integrierter Ansatz, der auf die Bedürfnisse der jeweiligen Zielgruppe abgestimmt ist, wird als Chance gesehen, zum Überleben in einem stets rauher werdenden ökonomischen Umfeld beizutragen.

Das Problem

In den meisten Ländern Lateinamerikas wie auch Afrikas und Asiens lebt die Mehrzahl der Bevölkerung in Umfeldern, die in vielfacher Weise depriviert sind. Verarmung ist dabei nicht nur ein wirtschaftlicher, sondern auch ein sozialer Faktor, gekennzeichnet durch einen begrenzten Zugang zu Ernährung, Gesundheitsdiensten, Bildung, Arbeit und Einkommen. Der wirtschaftliche Überlebensraum ist geprägt von klein- und kleinstgewerblichen Unternehmungen. Die damit einhergehende „Selbständigkeit“ ist keine freie Wahl, sondern für viele die einzige Hoffnung, zu einem Einkommen zu gelangen. Viele dieser selbständigen Kleinstunternehmer setzen (unbezahlte) Familienmitglieder oder (bezahlte) angelernte Hilfskräfte sowie Anzulernende ein. Ihre Unternehmungen arbeiten mit sehr geringer Kapitalausstattung, mit rudimentärer Technologie und beschränkten

Fertigkeiten und daher auf einem sehr niedrigen Produktionsniveau. Sie sind staatlich nicht reguliert und werden daher oft als „informell“ bezeichnet.¹⁾ Das Einkommen ist in der Regel gering und instabil, die Situation der so ihr Einkommen verdienenden Männer, Frauen, Jugendlichen und häufig auch Kinder bedroht, nicht nur wirtschaftlich, sondern oft auch durch repressive Maßnahmen der Polizei. Diese mag sie, rechtlos und in der Regel unorganisiert wie sie sind, von ihrem mühsam eingerichteten Produktions- oder Verkaufsort vertreiben und diesen schlimmstenfalls zerstören. In diesem Umfeld müssen sich auch Menschen mit Behinderungen behaupten, die sich häufig zusätzlichen Barrieren gegenübersehen. An diesen komplexen Rahmenbedingungen, die das Handlungsfeld von arbeitslosen, unterbeschäftigten und verarmten Zielgruppen bestimmen, muß sich jedes Unterstützungsprogramm orientieren. Dies ist die Ausgangsbasis der Erkenntnis, daß für Männer und Frauen mit Behinderungen, genauso wie für andere Gruppen ohne ausreichendes Einkommen, eine integrierte Förderung in und für kleingewerbliche Tätigkeiten sinnvoll und notwendig ist, die beschäftigungsrelevant ist. Wenn wir hier von „Kleingewerbe“ sprechen, denken wir an „kleinstgewerbliche“ Tätigkeiten, in denen Produkte und Dienstleistungen hergestellt bzw. angeboten und vertrieben werden. Diese kleinstgewerblichen Tätigkeiten werden von „selbständigen“ Männern und Frauen in Entwicklungsländern, in der Regel vorwiegend, aber nicht ausschließlich, im städtischen Umfeld betrieben. Ziel von integrierten Projekten zur Beschäftigungsförderung muß es sein, einen Beitrag zur Stärkung der in diesen Arbeitsformen Tätigen zu leisten bzw. Jugendlichen, Männern und Frauen Zugang zu diesen Arbeitsformen und Einkommen durch diese zu verschaffen. Behinderte Jugendliche und Erwachsene finden sich in dieser heterogenen Gruppe zusammen mit Schulabbrechern, Langzeitarbeitslosen, durch strukturelle Anpassungsprogramme freigesetzte Angestellte des öffentlichen Dienstes und demobilisierten Soldaten. Diese Heterogenität der Zielgruppen, ihrer Vorerfahrungen, ihrer Lebens- und Handlungsfelder gilt es bei der Formulierung angemessener Unterstützungsprogramme zu berücksichtigen. Aus dieser Heterogenität, wie aus der Breite der Bedürfnisse dieser Zielgruppen, ergibt sich die Notwendigkeit eines integrierten Ansatzes zur Beschäftigungsförderung. „Integriert“ meint dabei nicht alleine das gemeinsame Lernen und Arbeiten von behinderten und nicht-behinderten Frauen und Männern, sondern bezieht sich hier auf die Verbindung solcher Angebote, wie sie ansatzweise auch im gemeinsamen Papier von ILO, UNESCO und WHO zur Community-Based-Rehabilitation (CBR) formuliert worden sind.²⁾ Dieser Artikel basiert auf der These, daß CBR, wenn sie wirklich zur vollen Teilhabe von Menschen mit Behinderung beitragen will, dies nur erreicht, wenn sie beschäftigungsrelevant ist; eine Beschäftigungsrelevanz ist dann erreichbar, wenn verschiedene fachliche Beiträge integrativ zusammenwirken.

Was ist ein „integriertes Programm“?

Eine wirksame Zusammenarbeit mit arbeitslosen, unterbeschäftigten und verarmten Zielgruppen umfaßt Elemente der Grundbildung und funktionalen Alphabetisierung, der beruflichen Aus- und Fortbildung sowie der Wirtschaftsförderung, einschließlich Existenzgründungshilfe und Kreditvermittlung. Es geht dabei um die Qualifizierung von Frauen, Männern und Jugendlichen, behindert oder nicht behindert, zu einfachen, oft selbständigen Unternehmungen in kleinstgewerblicher Arbeitsweise, die außerhalb formeller, ordnungsrechtlicher Bezüge, primär auf die allgemeine Bedarfsdeckung des Haushaltes des/der Kleinstunternehmers/-erin orientiert, durchgeführt werden.

Integrierte Maßnahmen zur Beschäftigungsförderung orientieren sich am Lebensumfeld einer konkreten Zielgruppe (dem sogenannten Handlungsfeld) und versuchen, Fertigkeiten zu vermitteln, die in diesem Handlungsfeld notwendig sind, um zu Beschäftigung und Einkommen zu gelangen. Der konkrete Mix aus Elementen der Grundbildung, der Vermittlung von beruflichen Fertigkeiten und von kleingewerblichen Kenntnissen³⁾ bestimmt sich aus der Situation und den Vorkenntnissen der Zielgruppe und der Struktur ihres jeweiligen Handlungsfeldes. Die Berücksichtigung dieser drei Hauptelemente bei der Planung, Durchführung und Nachbereitung macht den integrativen Charakter aus.

Grundüberlegungen

Was gilt es bei der Planung, wie der Durchführung solcher integrativen Maßnahmen zu einer beschäftigungsrelevanten Förderung von arbeitslosen, unterbeschäftigten und verarmten Zielgruppen zu berücksichtigen? Wie können dabei die Belange von Frauen und Männern mit einer Behinderung berücksichtigt werden?

Die folgenden Prinzipien stellen einen Orientierungsrahmen dar, der eine Grundlage für die weitere Diskussion bietet. Unabhängig vom Ort des Geschehens wie von der genauen Zusammensetzung der Zielgruppe einer Massnahme: Es gibt einige Prinzipien, die es durchgehend bei der Planung, Durchführung und Nachbereitung von integrierten Programmen zur Beschäftigungsförderung zu berücksichtigen gilt. Sie wirken zusammen, beziehen sich aufeinander und ergänzen sich.

(a)Partizipatives Planen und Handeln

Integrierte Programme zur Beschäftigungsförderung können nur dann wirksam sein, wenn sie die Zielgruppe in allen Phasen aktiv am Geschehen beteiligen. Der Begriff „Handlungsfeld-Relevanz“ ist ein zentrales Kriterium in der Planung und Durchführung von beschäftigungsfördernden Programmen für verarmte Zielgruppen. Es wird zu Beginn, wie im Verlauf jeder Intervention zu fragen sein, inwieweit die Angebote der kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Realität der Männer und Frauen entsprechen, die als Zielgruppe einer Maßnahme identifiziert worden sind. Diese Fragen zur Handlungsfeld-Relevanz lassen sich nur von und mit der Zielgruppe selber beantworten. Menschen mit einer Behinderung müssen von Anfang an als selbstverständliche und gleichberechtigte TeilnehmerInnen in diesen Gesprächsprozess einbezogen werden, so daß alle zu planenden Maßnahmen ihre Möglichkeiten, Interessen und Bedürfnisse berücksichtigen.

(b)Prozesshaftes Denken

Der offene Charakter von beschäftigungsfördernden Programmen, die Heterogenität der Zielgruppen, die Unterschiedlichkeit in ihren Rahmenbedingungen und die Dynamik, der sowohl die Zielgruppen wie auch die Rahmenbedingungen unterliegen sowie ihre Handlungsfeldorientierung, bedingen, daß die Trennung „Planung“ und „Durchführung“ nicht haltbar ist. Durch die prozeßhafte Entwicklung solcher Massnahmen, die einer dauernden Neuanpassung an sich verändernde Rahmenbedingungen bedürfen, wird (Weiter)-Planung ein selbstverständlicher Bestandteil der Vorhaben. „Prozesshaft Denken“ heißt, offen sein für Entwicklungen, bereit sein, sie anzunehmen und sich an sie anzupassen.

© Partizipatives und prozesshaftes Ermitteln von Förderbedarfen

Welche konkrete und aktuelle Förderbedarfe hat die Zielgruppe, die Partner in der Implementierung des beschäftigungsfördernden Programmes ist? Zur Beantwortung dieser Frage ist es am besten an dem anzuschließen, was die Zielgruppe bereits tut. In welchem Bereich sind die Mitglieder tätig, was stellen sie her und verkaufen sie? Welche Kenntnisse haben sie? Wofür interessieren sie sich in Bezug auf Beschäftigung und Einkommensgewinn? Zunächst sollten die Wünsche und Vorstellungen in der Gruppe durch Einzelgespräche und Gruppendiskussionen in Erfahrung gebracht werden. Dabei muß die Kontinuität des Dialogs mit der Zielgruppe gesichert werden und dabei auch die Anfangskosten, Folgekosten und andere Anforderungen hinsichtlich der Vorstellungen thematisiert werden, die eine Gruppe und ihre Mitglieder äußern. Zu diesem andauernden Dialog, der die Prozesshaftigkeit der Beziehung zur Zielgruppe kennzeichnet, gehört es auch, alternative Vorstellungen zu vermitteln und diese zu diskutieren.

In der Regel bedarf die Zielgruppe der Unterstützung, die Marktrelevanz und die Realisierbarkeit hinsichtlich des Kosten-Nutzen Verhältnisses ihrer Vorstellungen zu überprüfen. Dies gilt selbstverständlich auch für die behinderten Mitglieder der jeweiligen Zielgruppe. Gibt es wirklich einen Bedarf für das Produkt, das hergestellt oder die Dienstleistung, die erbracht werden sollen? Wenn es einen Bedarf gibt, besteht auch die Kaufkraft, um das Produkt oder die Dienstleistung wirtschaftlich nutzbar auf den Markt zu bringen? Lassen die möglichen bzw. notwendigen Transportwege eine wirtschaftliche Vermarktung zu? Ist die zur Verfügung stehende Technologie ausreichend, um den Vorstellungen der Gruppe bzw. den qualitativen wie quantitativen Notwendigkeiten des Marktes gerecht zu werden? Nimmt der angedachte Produktions- oder Dienstleistungsprozess Bezug auf die Lebenswirklichkeit und das Handlungsfeld der Zielgruppe? So muß z.B. für gehbehinderte Männer und Frauen darauf geachtet werden, daß die vorgesehenen Angebote in der Nähe ihres Wohnumfeldes gemacht werden, da Transport für sie häufig nicht zur Verfügung steht; auch in Bezug auf Frauen muß die Wohnortnähe berücksichtigt werden. Andernfalls sind sie aufgrund familiärer Verpflichtungen und/oder kultureller, nicht kurzfristig überwindbarer Grenzen selbst bei hoher Motivation nicht in der Lage, selbst ein ansonsten gut strukturiertes Förderprogramm wahrzunehmen. Lokale Fachkräfte oder auch vor Ort arbeitende Unterstützungsprogramme zur Kleingewerbeförderung sind die bevorzugten Partner bei der Ermittlung der Förderbedarfe. Sie kennen das Umfeld und haben einen direkten Zugang zur Zielgruppe.

(d) Bestehende Einrichtungen, Initiativen und Organisationen nutzen

Beschäftigungsfördernde Massnahmen tun gut daran, von Beginn an Kontakte zu Initiativen und Institutionen zu suchen, die bereits Erfahrungen in der Arbeit mit der Zielgruppe haben und deren Vertrauen besitzen. Dies ermöglicht einen unmittelbaren Zugang zur Zielgruppe, baut Fehleinschätzungen vor, verhindert, daß das Rad von vorne erfunden wird, nutzt vorhandene Synergien und ist darüber hinaus auch kostengünstiger als der Aufbau neuer Strukturen. Hier ist es von Bedeutung, von Beginn an den Kontakt zu bestehenden Selbsthilfegruppen von Behinderten zu suchen.

(e) Flexibel agieren und reagieren

Aus der vielbeschworenen Prozesshaftigkeit integrierter Ansätze ergibt sich die Notwendigkeit, flexibel und unbürokratisch auf Entwicklungen der Zielgruppe und innerhalb ihres Umfeldes zu reagieren. Dies wird sich nicht selten mit den formellen

Anforderungen stoßen, die durch ein Projektplanungsdokument und die zur Verfügung stehenden Finanzmittel gegeben sind. Dieses potentiell spannungsreiche Postulat der Flexibilität, welches nicht jeder Auftraggeber zu schätzen mag, der oft an einem „reibunglosen Abfluß von Projektmitteln“ interessiert ist, sollte durchgehend vertreten und in die Projektpraxis umgesetzt werden.

(f) Die Nachhaltigkeit berücksichtigen

„Nachhaltigkeit“ ist heute ein Anliegen jeder Entwicklungszusammenarbeit. Das gemeinsam Aufgebaute soll auch nach dem Ende eines Projektes von Bestand bleiben. In Bezug auf ein beschäftigungsförderndes Programm für verarmte und arbeitslose Zielgruppen muß dabei allerdings eine differenzierte Sichtweise von dem entwickelt werden, was Nachhaltigkeit auf den verschiedenen Ebenen eines solchen Programmes bedeutet. In Bezug auf wirtschaftliche Aktivitäten der geförderten Betriebe, also auf die Nachhaltigkeit auf Betriebsebene kann und muß darauf geachtet werden, daß diese auf eigenen Beinen stehen. Nicht realistisch erscheint es dagegen zu erwarten, daß Trägerorganisationen, mit denen eine Zusammenarbeit besteht, im umfassenden Sinne nachhaltig gemacht werden können. Dies gilt auch für die Zusammenarbeit mit Selbsthilfegruppen von Behinderten.

(g) Das Beitragsprinzip stärken

Idealer sollte jegliche Leistungserbringung an die Zielgruppe von Anfang an gegen Entgelt erfolgen. Dies stellt sicher, daß die Zielgruppe ein höheres Interesse an den Angeboten hat und mit kritischem Auge deren Qualität verfolgen wird. Kostenlose Angebote verfallen schnell dem Urteil unverbindlich zu sein; und außerdem: „Was nichts kostet, ist auch nichts!“ Natürlich sind der Erhebung von Gebühren bei arbeitslosen, verarmten Zielgruppen wie bei Männern und Frauen mit Behinderung Grenzen gesetzt. Doch sollte auch hier von vorne herein, zumindest ein minimaler Kostenbeitrag verlangt werden. Dies bindet die Nutzer, erhöht ihre Motivation und stellt sicher, daß sie sich mit verantwortlich für das Angebot fühlen. Nicht zuletzt wird sie dies zu „kritischen Konsumenten“ machen, die aus Eigeninteresse heraus verfolgen werden, ob das Angebot ihren Interessen und Bedürfnissen entspricht.

(h) Die Möglichkeiten des Networking nutzen

Alleine geht's – gemeinsam geht's besser: Vielfältig sind die Möglichkeiten, mit anderen Projekten und mit anderen Gebern zusammenzuarbeiten, sei es in der Umsetzung einzelner Programmkomponenten, sei es bei der Finanzierung von einzelnen Unteraktivitäten durch Drittmittel. Eine solche Zusammenarbeit erhöht auch die Flexibilität eines Programmes und kann zu seiner Nachhaltigkeit beitragen.

(i) Die Aufnahmefähigkeit berücksichtigen

Angebote, die von Außen kommen, unterliegen leicht der Gefahr, die Zielgruppe wie die Trägerorganisation zu überfordern. Oft setzen Programme Maßstäbe des Geberlandes an und lassen die realen Möglichkeiten des Partnerlandes unberücksichtigt. Träger im Partnerland, egal ob es sich dabei um Regierungsstellen oder um Nicht-Regierungsorganisationen (NROs) handelt, unterliegen den Beschränkungen begrenzter Ressourcen in Bezug auf Personal und Sachmittel. Daher müssen sich beschäftigungsfördernde Programme in ihrer Angebotsdichte, bei der Sachausstattung und in der Zeitplanung an der tatsächlichen Aufnahmefähigkeit des Partners orientieren. Entsprechend sollen

Partner nicht mit (finanziellen) Anreizen überfordert werden. Die oben unter (h) spezifizierte Zusammenarbeit kann in dieser Hinsicht richtungsweisend wirken. Sie erleichtert dem Träger im Partnerland die Arbeit, indem Geberinterventionen überschaubar gemacht werden.

(j) Subsidiarität walten lassen

Was soll ein integriertes Programm zur Beschäftigungsförderung verarmter und arbeitsloser Zielgruppen selber unternehmen, was sollte es lieber bleiben lassen? Aufgrund der Breite der fachlichen Bezüge öffnet sich eine weite Palette von möglichen Interventionen, aus der das Angemessene ausgewählt werden muß. Als Leitschnur: Subsidiarität ist praktisch ein Gebot. So wenig wie möglich sollte von einem Programm selber initiiert werden –so viel wie möglich sollte das genutzt werden, was andere bereits unternehmen, oder anders gesagt: Notwendig ist nur das, was andere nicht tun,

Der Beitrag verschiedener Arbeitsfelder zu einem integrierten Programm der Beschäftigungsförderung

Auf der Grundlage der genannten Prinzipien konstituieren sich die Hauptbeiträge der drei Arbeitsfelder „Grundbildung“, „Berufliche Bildung“ und „Kleingewerbeförderung“ in der Regel aus den folgenden Aktivitätenbündeln:

Potentieller Beitrag GRUNDBILDUNG

Grundbildungskomponente handlungsfeldbezogenes Lesen, Schreiben und Rechnen: Angeboten werden hier Kenntnisse, die möglichst unmittelbar im Lebensumfeld der Zielgruppe umgesetzt werden und zur Beschäftigungsförderung und einem Einkommen beitragen können.

Vermittlung von (sozialen) Handlungsfeldkompetenzen: Dabei geht es um die Fähigkeit, sich dem jeweiligen Umfeld und seinen Normen entsprechend zu verhalten soweit dies notwendig ist, um im Handlungsfeld erfolgreich lernen und das Gelernte gewinnend einsetzen zu können.

Vermittlung von problemorientiertem Denken und Problemlösungsverhalten: Vermittelt wird hier die Fähigkeit, Probleme im Lebens- und Lernumfeld zu erkennen, sie zu analysieren und zu angemessenen Lösungsmöglichkeiten beitragen zu können.

Förderung und Stärkung von gemeinwesenorientierten Selbsthilfepotentialen: Erkannt werden soll das Potential, das in der Nachbarschaft vorhanden ist, aber in der Regel brachliegt, und wie es zur Lösung anstehender Probleme genutzt werden kann.

Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Träger und Multiplikatoren: Es gilt durchgehend, Mittlerorganisationen, die nachhaltig die Förderung der verschiedenen Lernkomponenten tragen können, zu stärken und weiterzuqualifizieren. Zu diesen Mittlern gehören Schulen, Träger öffentlicher und privater Einrichtungen der Erwachsenenbildung, Gewerkschaften, Selbsthilfegruppen u.ä. ⁴⁾

Potentieller Beitrag BERUFLICHE BILDUNG

Grundausbildungskomponente handlungsfeldbezogene Fertigkeiten: In Kenntnis lokaler Marktstrukturen und der generellen Nachfrage nach Produkten und Dienstleistungen sollen solche Grundfertigkeiten vermittelt werden, die mittelfristig potentiell einkommensrelevant sind.

Vermittlung von (praktischen) Handlungsfeldkompetenzen zur marktrelevanten Produktion bzw. Dienstleistung: In Kenntnis lokaler Marktstrukturen und der existierenden Nachfrage nach Produkten und Dienstleistungen sollen solche Fertigkeiten vermittelt oder gestärkt werden, die unmittelbar einkommensrelevant sind.

Vermittlung von handlungs- und berufsfeldbezogenem Problemlösungsverhalten: In Bezug auf ein Produkt- oder Dienstleistungsfeld können hier beispielsweise Fragen zur Nutzung angemessener Technologien, zum Erwerb der notwendigen Rohstoffe, zur Verbesserung der Produktqualität diskutiert und Wege zur angemessenen Lösung der damit einhergehenden Probleme aufgezeigt werden.

Förderung und Stärkung von handlungs- und berufsfeldbezogenen Selbsthilfepotentialen: Diese können bei der Lösung der gerade genannten Probleme eine zentrale Rolle spielen, so bei der Organisation des Nachschubs an Rohstoffen, der gemeinsamen Nutzung von Werkzeugen etc.

Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Träger und Multiplikatoren: Auch hier gilt es durchgehend, Mittlerorganisationen, die nachhaltig die Förderung der verschiedenen Komponenten der beruflichen Bildung tragen können, zu stärken und weiter zu qualifizieren. Mittler in diesem Bereich können sein staatliche und private Träger der beruflichen Bildung einschließlich solcher Berufsbildungszentren, die zu einer Öffnung für neue Zielgruppen bereit sind, Zusammenschlüsse von Kleingewerbetreibenden sowie Betriebe.

Zur eigentlichen Vermittlung von einkommensrelevanten Fertigkeiten stehen verschiedene Methoden zur Verfügung.⁵⁾ Diese sollen in der Regel nicht dogmatisch eingesetzt, sondern selektiv genutzt werden; sie sind gemeinhin dem jeweiligen Handlungsfeld und der Zielgruppe anzupassen. Praxisbeispiele liegen mittlerweile zahlreich vor.⁶⁾ Darüber hinaus gibt es inzwischen auch erste Ansätze zur Erstellung angemessener Curricula, die, an einem integrierten Ansatz orientiert, einkommensrelevante Fertigkeiten zu vermitteln suchen.⁷⁾

Potentieller Beitrag KLEINGEWERBEFÖRDERUNG

Grundkenntnisse in marktgerechtem Verhalten einschließlich Preisgestaltung, Marketing, Buchführung etc. Diese Grundkenntnisse sollen in möglichst praxisrelevanten Kursen vermittelt werden.⁸⁾

Vermittlung von handlungsfeldbezogenem, marktgerechtem Problemlösungsverhalten: In Kenntnis lokaler Marktstrukturen und der existierenden Nachfrage nach Produkten und Dienstleistungen sollen Kompetenzen in Preisgestaltung, Marketing, Buchführung etc. vermittelt und eingeübt werden, die unmittelbar marktrelevant sind.

Vermittlung von Zugang zu Krediten und Beratung in der Gewerbeführung: Es geht hierbei nicht darum, einen eigenen Kreditfonds aufzubauen, sondern die Nutzung existierender Kreditangebote zu vermitteln bzw. Banken und Sparkassen dahinzubringen und dabei zu unterstützen, daß diese sich auch für

Kleinstunternehmer öffnen. Banken und Sparkassen haben dabei häufig selber einen Fortbildungsbedarf insbesondere hinsichtlich ihrer Rolle in der kontinuierlichen Beratung von Kleingewerbe treibenden Kreditnehmern.

Förderung und Stärkung von Selbsthilfepotentialen am Markt: Diese können entscheidend zur Bewältigung zum am Markt auftretenden Problemen beitragen; dies gilt z.B. beim Einkauf von Rohstoffen, der gemeinsamen Nutzung von Werkstätten und Werkzeugen, bei der Vermarktung und der Kreditgewährung.

Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Träger und Multiplikatoren: Es gilt, kontinuierlich Mittlerorganisationen, die nachhaltig die Förderung der verschiedenen Komponenten innerhalb der Kleingewerbeförderung tragen können, zu stärken und weiterzuqualifizieren. Zu diesen Mittlern können Selbsthilfegruppen, Verbände, Sparvereinigungen, Banken und Sparkassen und öffentliche und private Bildungsträger mit einem Arbeitsmarktbezug gehören.⁹⁾

Die Gewichtung der verschiedenen Elemente, ihre genaue Ausstattung sowie die Möglichkeit bzw. Notwendigkeit ihrer Ergänzung durch Zusammenarbeit, z.B. mit den Bereichen „Stadtentwicklung“, und der „Ländlichen Entwicklung“, wird sich nach der Situation der jeweilige Zielgruppe richten. Dazu gehört langfristig auch die Einbeziehung der genannten Elemente in eine „Wirtschafts- und Sozialpolitische Beratung“ auf der Ebene von lokalen und nationalen Entscheidungsträger, um die angestoßenen Veränderungen möglichst nachhaltig zu machen.

Um die Aufgabe fachlich und politisch angemessen und zielgruppenrelevant zu lösen, bedarf es einer genauen Kenntnis der politischen, sozialen und kulturellen Zusammenhänge, in denen das Handlungsfeld der jeweiligen Zielgruppe eingebettet ist. Die vorgefundenen politischen und institutionellen Rahmenbedingungen bestimmen entscheidend den Bewegungsspielraum und damit den Ablauf und die Erfolgsaussichten eines partizipativ orientierten beschäftigungsfördernden Projektes. Die Bestandsaufnahme der relevanten Gesetzgebung, der real existierenden (Macht-) Verhältnisse, die u.U. ja gar nicht der relevanten Gesetzgebung entsprechen, potentieller Widerstände und realer Spielräume sind von essentieller Bedeutung für die Wirksamkeit eines integrierten Projektes zur Beschäftigungsförderung von verarmten Zielgruppen. Zu den einflussnehmenden Größen, die es zu berücksichtigen gilt, gehören auch:

- * Kulturelle Traditionen, die beispielsweise bestimmte berufliche Tätigkeiten oder Formen des Handels stigmatisieren;
- * religiös bedingte Prägungen bzw. Distanzierungen, die möglicherweise die Zusammenarbeit von potentiellen Mitgliedern innerhalb der Zielgruppe beeinflussen; diese können auch gegenüber Menschen mit Behinderungen von besonderer Bedeutung sein und müssen daher vor dem Beginn einer Zusammenarbeit aufgedeckt und reflektiert werden;
- * geschlechterspezifische Rollenerwartungen, die es bei der Einbeziehung von Frauen zu berücksichtigen gilt, um möglichen Widerständen und Schwierigkeiten angemessen begegnen zu können;
- * wirtschaftliche Interessen von einzelnen oder Interessensgruppen, die durch die Förderung des Kleinstgewerbes ihre Interessen bedroht sehen mögen;

- * die Bedeutung wie die Rolle existierender Verbände im Privatsektor wie auf der Seite der Arbeitnehmer, die sowohl Alliierte auf dem Weg zur Erreichung des Projektziels sein als auch Hindernisse aufbauen können;
- * Entwicklungen im Bereich des Kreditsektors wie der Stadtplanung, die beide einflußreiche Größen hinsichtlich eines stabilen Wachstums des Klein- und Kleinstgewerbes bzw. dessen potentielle Hemmschwellen sein können.

Allerdings sollte auch Realismus hinsichtlich der Grenzen der Einflußnahme und der Veränderungsmöglichkeiten herrschen. Gerade kulturell, religiös oder ethnisch geprägte Rahmenbedingungen werden sich jeder direkten Intervention entziehen.

Förderbedarfe verschiedener Zielgruppen

Zielgruppen können zum einen nach dem Stand ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit geordnet werden:

Männer und Frauen die bereits kleingewerblich tätig sind

Diese haben ein nachgewiesenes einkommenschaffendes und unternehmerisches Potential. Hier geht es daher primär um den Ausbau und die Verbesserung bestehender Fertigkeiten. Die Kleingewerbetreibenden bedürfen häufig Unterstützung und Beratung bei

- der Verbesserung ihrer Produktionsweise
- einer Förderung von Qualitätsbewusstsein
- einer verbesserten Vermarktung ihres Produktes bzw. ihrer Dienstleistung
- der Führung ihres Geschäftes
- dem Zugang zu Kleinkrediten
- der Organisation in Selbsthilfegruppen, Sparvereinen, Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften u.ä.

Männer und Frauen mit niedrigem Einkommen außerhalb des kleingewerblichen Sektors, die ein Zusatzeinkommen suchen

Hier geht es zunächst um die Findung einer einkommensrelevanten Tätigkeit, die das nicht ausreichende Haupteinkommen ergänzen soll. Grundsätzlich kann von einem unternehmerischen Potential aufgrund von beruflichen Grundfertigkeiten und Vorerfahrungen von der Möglichkeit zu zumindest minimalen Sparleistungen als Grundvoraussetzung zur Kreditgewährung ausgegangen werden.

Nach der Identifizierung einer einkommensrelevanten Nische auf dem lokalen Markt gilt es, den Förderbedarf individuell zu ermitteln durch eine Abgleichung des Profils der vorhandenen Fertigkeiten und Erfahrungen mit dem für die identifizierte Tätigkeit Notwendigem. Aus dem Ergebnis dieses Prozesses werden sich die konkreten Förderbedarfe ergeben. Bei der hier diskutierten, bereits mit Arbeitserfahrung ausgestatteten Gruppe kann in der Regel davon ausgegangen werden, daß ein relativ hoher Förderbereich in der kleingewerblichen Komponente, ein Fortbildungs- oder „Umschulungs“-bedarf in der Berufsbildungskomponente und ein relativ kleiner in der Grundbildungskomponente besteht.

Männer und Frauen ohne Einkommen

In der Regel sind bei diesen die Defizite in den Bereichen Grundbildung, berufliche Fertigkeiten und gewerbliche Fähigkeiten am größten. Menschen mit

Behinderungen, denen häufig der Zugang zur Schule verwehrt geblieben ist, finden sich überproportional häufig in dieser Gruppe. Hier liegt aufgrund mangelnder Grundkenntnisse und einkommensrelevanter Fertigkeiten kurzfristig kein unternehmerisches Potential vor. Entsprechend hoch wird in dieser Gruppe der Förderbedarf in der Komponente Grundbildung (u.a. funktionales Lesen und Rechnen) sein. Je nach dem Ausmaß ihrer wirtschaftlichen und/oder sozialen Verarmung müssen u.U. spezielle Maßnahmen vorgeschaltet werden, um sie an eine beschäftigungsrelevante Tätigkeit heranzuführen zu können. Dies gilt beispielsweise für Langzeitarbeitslose und Schulabbrecher, die für mehrere Jahre ohne strukturierte Beschäftigung waren.

Weitere Programmaktivitäten, die über einzelne Maßnahmen in den Bereichen Bildung, Berufsbildung, Produktion, Einkauf und Marketing hinausgehen und zielgruppenübergreifend sind, beziehen sich auf die Unterstützung beim Anschluß an bestehende Organisationsformen wie Selbsthilfegruppen, Verbände und Initiativen zur Gemeindeentwicklung. Es gilt, deren Erfahrung zu nutzen und sie den Mitgliedern der geförderten Zielgruppe als einzelne wie im Kollektiv zugute kommen zu lassen. Eine konkrete Hilfestellung ist beispielsweise die Unterstützung beim Zusammenschluß zu Sparvereinen sowie die Gewährung eines Garantiefonds, der bei lokalen Kreditinstituten als Sicherheit für vergebene Kleinstkredite dient. Beides sind Maßnahmen, die für die arbeitslosen, unterbeschäftigten verarmten und behinderten Männer und Frauen eine wesentliche Grundlage darstellen, um überhaupt mit einer erfolgsversprechenden Perspektive kleinstgewerblich tätig werden zu können.¹⁰⁾

Auch bei der Auswahl und der Umsetzung der Aktivitäten zur Förderung der wirtschaftlichen Betätigung der Zielgruppe gilt die Kontinuität des Dialogs. Die mit der Zielgruppe gemeinsam ausgewählten und durchgeführten Aktivitäten sind nicht nur im Prozeß entwickelt, sondern werden in der Folge dieses Prozesses auch weiterhin kontinuierlich überprüft und wenn notwendig, mit der Zielgruppe entsprechend verändert und den aktualisierten Bedürfnissen angepaßt.

Ein Schlusswort

Werden Menschen mit einer Behinderung und Millionen von anderen Frauen und Männern in Lateinamerika, in Afrika und Asien und zunehmend auch in Europa eine Chance erhalten, im Zeichen der zunehmenden Globalisierung und eines ausgrenzenden Wettbewerbes eine Nische zu finden, in der sie wirtschaftlich überleben können? Ein integrierter Förderansatz, der sich auf ihr Lebens- und Handlungsfeld einläßt und Hilfestellung zum (wirtschaftlichen) Überleben vermittelt, bietet vielleicht eine Antwort auf diese Frage. Noch gibt es nur wenige Erfahrungen mit Projekten, die sich explizit einer integrierten Beschäftigungsförderung verpflichtet fühlen. Die ersten Erfahrungen sind nicht nur ermutigend: Die Schwierigkeiten, verschiedene Fachlichkeiten und die damit einhergehenden Denk- und Arbeitskulturen zu koordinieren und „unter einen Hut zu bekommen“, können nicht unterschätzt werden. Dennoch: Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, diese Schwierigkeiten zu überwinden, denn: Alleine geht's – gemeinsam geht's besser!

ABSTRACT: To meet the socio-economic needs of people with disabilities and other disadvantaged groups in poor economies, the article suggests „integrated intervention measures“ which offer support and incentives in the areas of education, vocational training and micro-enterprise promotion. Such an

integrated approach, adjusted to the specific needs of each target group, is seen as a chance for contributing to social survival in an increasingly hostile economic environment.

RESUMEE: Les personnes handicapées et les autres groupes défavorisés dans les pays en développement ont besoin des „interventions intégrés“ pour augmenter leurs status sociale marginalisé. Ils beneficiennent d'un appui coordiné des trois secteurs suivants: éducation, formation professionnelle et promotion des micro-entreprises.

RESUMEN: Personas con discapacidad y otros grupos defavorisados en los paises en desarrollo necesitan un „apoyo integrado“ para luchar la exclusion social. Un programma con elementos de los sectores d'educación, de formación profesional et de promoción de micro empresas puede abrir nuevas oportunidades para sobrevivir en un clima sociál extremadamente duro.

Anmerkungen:

- 1) Siehe dazu auch Ullrich Boehm: Kompetenzanforderungen und Kompetenzerwerb im informellen Sektor. Ein Überblick über empirische Forschungsergebnisse und Konsequenzen für die Berufsbildungshilfe. In: ders. (Hrsg.): Kompetenz und berufliche Bildung im informellen Sektor. Baden-Baden (Nomos) 1997. Wolfgang Schneider-Barthold u.a.: Die Organisationsfähigkeit des Informellen Sektors. Der Beitrag des Kleingewerbes zur Reform des Wirtschafts- und Rechtssystems in Entwicklungsländern. Köln (Weltforum) 1995. Iris Allmendinger/Andreas König: Integrierte Beschäftigungsförderung im informellen Sektor – Ein Arbeitspapier aus der Sicht der beruflichen Bildung. Eschborn (GTZ) 1998.
- 2) ILO/UNESCO/WHO: Community-Based-Rehabilitation – Joint Position Paper. Geneva 1994.
- 3) Zu diesen drei primären Arbeitsfeldern können je nach Situation noch Elemente anderer Felder wie z.B. landwirtschaftliche Entwicklung, Gesundheitserziehung, Organisationsentwicklung dazukommen.
- 4) Praxisbeispiele können gefunden werden H.H. Rudolph: Jetzt reden wir – Jugend, lebensweltbezogene Bildung und Gemeindeentwicklung in Lateinamerika. Frankfurt (IKV-Verlag), 1997.
- 5) Siehe zum Beispiel die beiden von der ILO entwickelten Methoden „Modules of Employable Skills“ (MES), das eine modulare Ausbildung für handwerkliche und industrielle Tätigkeiten anbietet (dazu: E. Chrosziel and W. Plumbridge: Handbook on Modules of Employable Skills Training, Geneva (ILO) 1992) und „Training for Rural Gainful Activities“ (TRUGA), die sich auf einkommensrelevante Fertigkeiten im ländlichen Raum konzentrieren (dazu: ILO/SIDA: User's Guide To TRUGA Manuals, Geneva/Stockholm (o.J) und H.C. Haan: Community-based training for employment and income generation. Geneva (ILO) 1994).
- 6) Siehe beispielsweise W. Karcher/B. Overwien/ J. Krause/M. Singh: Zwischen Ökonomie und sozialer Arbeit. Lernen im informellen Sektor in der „Dritten Welt“. Frankfurt (Verlag für interkulturelle Kommunikation) 1993, sowie P. Breuer und K.H. Siekmann (Hg.): Werkstatt Zukunft – Handwerkliche Ausbildung und Gewerbeförderung in Entwicklungsländern. Berlin (Reimer) 1997.
- 7) Dazu S. Adam/ U. Boehm/ D. Gronwald/ E. Schade: Handbook for Curricular Work – Training for Industry and Craft Trades including the informal sector (Draft), 1996.
- 8) Das von der GTZ entwickelte CEFE (Competency-based Economies through Formation of Enterprises) ist ein umfassendes Ausbildungsinstrument, das positive Interventionen in der Entwicklung von kleinen und mittleren Unternehmen stimulieren soll. Es fördert unternehmerisches Denken im weiteren Sinne durch praxisrelevante Spiele und Übungen. CEFE zielt dabei nicht nur auf existierende Kleinunternehmen oder auf Unternehmensgründer sondern versucht verstärkt, sich Kindern, Jugendlichen und verarmten Zielgruppen zuzuwenden, die durch aktives, unternehmendes Denken und Handeln zu einer adäquaten Lösung der sie herausfordernden Probleme geführt werden sollen. Das von der ILO entwickelte „Start Your Own Business“ bietet einen ähnlichen Ansatz. „How to start a small business: A manual for community workers assisting persons with disabilities“ (1992) ist eine Anpassung dieses ILO-Ansatzes unter besonderer Berücksichtigung der Situation von Menschen mit Behinderungen.
- 9) Illustrationen eines relevanten Beitrages der Kleingewerbeförderung sind zum Beispiel zu finden bei Chr. Reichert/ N. Boschmann: Förderung von Kleingewerbe und Handwerk. Eschborn (GTZ), 1995, und, mit besonderem Bezug auf behinderte Frauen und Männer, bei M.Harper/W.Momm: Self-employment for disabled people – Experiences from Africa and Asia. Geneva (ILO) 1989 sowie bei A.König: Who needs support. EDPs – remember the future. In: Brainstorm 2 (1997). Eschborn (GTZ).

10) Siehe hierzu auch R.L.Metts: Assessment of a business skills training and loan scheme for disabled micro-entrepreneurs in Kenya. Geneva (ILO) 1993.

Dr. Andreas Koenig, freiberuflicher Gutachter in den Bereichen Berufliche Bildung und Beschäftigungsförderung im Informellen Sektor sowie berufliche Integration Behinderter. Langjährige Tätigkeit für die Abteilung "Berufliche Rehabilitation" der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf.
Anschrift: Dr. Andreas Koenig, 24 Maurice Brailard, CH-1202 Genf,
E-mail: Dr_ANDREAS_KOENIG@COMPUSERVE.com

GIVE US THIS DAY OUR DAILY BREAD

Paul Caswell

The article gives a realistic appraisal of the problems faced by people with disabilities in a developing economy, in earning a living or at least contributing to their families income. An appeal is made to make training and job creation appropriate to the abilities of the PWD and the environment in which he/she lives- with actions seeking to solve problems rather than to create others

“Give us this day our daily bread”- for many people in the world this is literally the situation, they are living from hand to mouth with no, or little, reserves in either cash or food. This is the hard truth for all poor people and of course the vast majority of people in third world countries with disabilities fall into this group.

The concept is that education and training allow the person whether disabled or not to escape from this poverty, the reality is something different. There are highly educated and often skilled people in these countries who cannot find employment. Unfortunately, the situation is not getting better. For example, figures will show a serious deficit of doctors in many countries, reality is that trained doctors cannot find employment.

Although much effort is made to provide educational services for children with disabilities, both in special institutions and in integrated settings, only a small percentage are achieving any reasonable standard of education and what is happening to them after their education? When you look carefully in most countries you find that educated people with disabilities are usually employed in services related to people with disabilities: either special education or some kind of social welfare services, very few are meaningfully employed in other fields either public or private. For those of us working in rehabilitation services to answer to the opening statement “Give us this day our daily bread” is indeed a challenge.

HOW TO PLAN

Perhaps it is necessary in third world countries to start to look at things in a different way. At present, education is considered a basic right, people are educated, sometimes trained and only after this do they start to look for employment – often failing miserably to find anything at all or at least anything that is related to their education or training. We need to look honestly at the situation, realistically at the situation and then start to educate and train with specific job placement in mind at the end. Is it not better to use the scant resources available in these countries to train people who are needed and for whom employment is available?

We have to ask ourselves if education always solves the problems of people with disabilities. Recently, a young man came into my office asking us to help him find employment. This young man, profoundly deaf, had a masters degree, he explained that after high school he couldn't find a job, he thought a first degree would solve his problems, it did not, he therefore went on for his masters degree and still no solution. He has applied for many jobs but no-one is ready to employ him all feeling inadequate to cope with the problem. It has to be said that it is not only because of his disability that he is not employed, there is a whole stream of people that are looking for work.

Our education and training must be adapted to reality – it must produce people that are needed and have the correct skills.

EDUCATION

Education is a partnership between parents and teachers all must be “on board” before it can be successful, often children with disabilities are educated in spite of their parents instead of with the encouragement of their parents. Education must develop skills that will later be useful to earn a living, the parent must not only be involved in the education but must also be committed to the whole process and be ready to support post education activities, whether further training or investment in creating income generating activities. Some parents might come to the conclusion they are not ready to give this support, for them perhaps education is not the solution – certainly if a family is unhappy to send their hearing impaired child to school and would prefer that he plays a role in farming or herding animals, there is not likely to be much benefit to the child if you try to “force” the family to send him to school. Certainly, you can try to persuade them, point out advantages, even have role models who have done well at school, but basically, it must be their choice and their responsibility. One must take a long view of rehabilitation, it is a step by step approach but it must be leading to somewhere!

EARNING A LIVING

There are basically four ways of earning a living for people with disabilities (PWD) in a third world economy.

They are:

- Begging
- Subsistence living
- Employment
- Self employment

Begging

One might be surprised that this is included here but of course for many PWD's this is life. Begging is a method of transferring resources from those who are rich to those in dire need, it is a sort of 'social support system'. Perhaps one could even say that it more efficient than the Tax-Social Security system in a developed economy.

Certainly, nothing is spent on administration! Unfortunately, it is degrading for those that practice it and of course many people who are in real need do not receive support. A beggar needs certain conditions in order to be successful; the more visibly suffering the person is the more he is likely to receive. The person also needs skills, a certain body language, and a certain kind of voice. Of course, success also depends on the community, an Islamic culture certainly helps, but also a society in which there are people with money to spare is also necessary. A good pitch to beg i.e. a busy shopping centre, a crossroads etc also helps.

I have had instances where mothers have refused medical rehabilitation for their children because they are their means of begging, I have even suspected that children have been deliberately deformed in order to become a begging tool. One blind man who regained his sight after cataract surgery used to walk to the edge of the town using his cataract spectacles he would put them in his pocket take out his folding white cane and continue on his livelihood programme.

Of course many people are offended by beggars – they think they should be banned, realistically unless an alternative can be found, begging is here to stay.

Recently we had a young man with a severe contracture on one leg who declared he wants to stop begging and learn a trade. He is an orphan with no other means of support than begging, we managed to find him a training position with a local artisan and in due course he will be able to earn his living. He certainly could receive medical rehabilitation and his mobility could be much improved, but after discussions it was decided that he should postpone this surgical intervention, he should first finish his training. He trains in the morning, begs in the afternoon enough to earn his daily bread. We are assisting with training cost and will assist with operations costs, hopefully in two years, he will have solved his problem, if we had done the operation first how would he have lived during his training? Solutions must be practical!

Subsistence Living

This by far constitutes the largest group when we are talking about how PWDs earn a living in countries without any social security system. Their livelihood does not come from one activity but, as for the many poor people in a similar position, they earn their living by a collection of activities. For example, a PWD in the village will combine farming, animal husbandry, handwork and petty trading of some sort, how these are combined depends on physical abilities and other talents as well as means at his/her disposal. In the towns these of course will often be joined with begging.

How can the rehabilitation agency assist this large group, certainly they can improve their abilities, perhaps by medical or functional rehabilitation, but they can also introduce or improve skills. The main function is to counsel them and give practical assistance, perhaps help with tools or provide or open up some kind of credit opportunity.

Experience shows that many of these people never escape from their subsistence situation, they are usually operating in a deficit situation, they rarely have adequate

diet and certainly do not have enough for clothing, housing, medical and educational needs for the family – a short illness for them or a member of the family can quickly knock them back to a destitute situation. I think as in most poverty alleviation programmes one can only hope that the standard of living of participants gradually improves and that at least they are recognised as having a value in the community and do not have a sense of marginalisation.

Employment

Employment in the government or private sector is a possibility for only a very small percentage of PWDs in third world countries and in most cases is only a possibility for those who have been successfully educated. Sometimes the PWD is successful in his employment, but unfortunately there are often cases when things don't work out. Although a person is educated he/she is seldom actually trained to carry out functions in an employment situation. Very few PWDs are able to obtain the necessary or appropriate instructions on what to do. Unfortunately they are often employed because of sympathy rather than qualification or ability and if they do not succeed they are excused rather than corrected. For a PWD to do a good job in an employment situation he/she needs to have the correct training and be provided with the necessary tools adapted to his/her disability and to the task at hand. A PWD left in a situation in which he/she is not successful is not only frustrated but also a disservice to other PWDs in that he/she is a bad advert for them.

It is unfortunate but nevertheless the truth, that sometimes PWDs go through the education system seemingly successfully but often because the examiners give them too much consideration for their disability, this is certainly not helpful. It is also not helpful if the education system has left them without ability to communicate with the wider world. For example, a blind person who is very dependent on braille will find it difficult to communicate in the job situation. Braille is very good for the blind person to communicate with his special education teacher or fellow blind person or to make notes, record information for himself/herself but totally useless to communicate in the employment situation. A blind person must be able to make use of typewriter, tape recorder and of course now, more and more, computers in order to function in the employment situation.

At present in the third world most PWDs are functioning in the “disabled world” – Social services, special education, protected workshops etc. There are few examples of them being successfully employed in the wider context.

Certainly there are many possibilities for PWDs to be employed, it is important to give them correct training and adequate aids to function. It is important that more effort is made to provide good advice both to PWDs and to employers. This advice needs to be provided not only at the time of starting employment, but also during education.

As we would (and perhaps should) expect, the associations of PWDs are actually campaigning for more access to employment. One hopes that this will be accompanied by some investment from governments and employers in general in providing equipment and perhaps some government paid training period in order that the PWDs can function. Even with an increase in education opportunities for

PWDs there is not going to be a large increase in employment (i.e. wages or salary earning) opportunities for PWDs, this will only come if there is a big upswing in the economies of third world countries.

Self Employment

This leaves us with what is the best opportunity for PWDs to earn a living, self-employment. The disabled person must somehow create a job for himself/herself. This can either be as an individual, as a member of a cooperative group or in some kind of protected workshop. NGOs, disability associations or groups have of course been attempting to create jobs for PWDs for a long time, there have been successes but there is also a long list of failures. For a job to be created it is necessary to have the necessary inputs; it is like baking a cake, one must have all the ingredients if any are missing then the cake will fail.

I suggest the following ingredients are necessary:

- * A product or service that is marketable
- * The necessary skills to make the product or carry out the service
- * The necessary capital to set up the position and a working fund whilst the job develops
- * Availability of the necessary tools/equipment to make the product or carry out the service
- * The necessary business skills: costing, accounting, marketing, to manage the job

This might look to be very complicated, but even the most simple job position needs these attributes. For those people working in rehabilitation services it is necessary to go through this process with the client even before starting any kind of skill attainment process. Of course for a person with an impairment, it is necessary to take into account this impairment when deciding what to do, what training is possible – one must always focus on abilities not disabilities.

Obviously when starting the process it is necessary that the community support the person with the disability: he/she must have family support and also support from a disability group, Non-Governmental-Organisation or a government service. It would be difficult for anyone to create a job without some support and certainly for a PWD there is rarely any kind of capital initially available.

Many supporting organisations NGOs, government, etc prefer to offer job creation opportunities to a group rather than to individuals. They feel this gives them protection and is easier to administer, my experience is opposite to this, I find that the individual, (or the individual and his family) is much more able to create a sustainable job position. The cooperative concept although certainly looking to be a good way forward can easily become a way for obtaining money from NGOs and funding agencies rather than developing meaningful employment. My experience although of course like all experience is limited, shows that cooperatives and protected workshops are working very well when some kind of outside agency is there to advise (= control) but take this away and they can quickly disintegrate and

consume themselves! This is not to say that one should give up on such ideas it is only necessary to realise the possible pitfalls with a view to avoiding them.

Putting the ingredients in place

As stated above it is necessary to have certain ingredients before creating jobs. I think it is important that these are looked at more closely to see how to proceed:-

A Marketable product/service

This is not only a matter of looking for a product or service that is needed in sufficient amount but it is also necessary to investigate what competition there is already, can one compete with the imported equivalent, are raw materials/equipment available. It is a very difficult process, perhaps the best way to go about it is to write down a long list of all the production/services that are needed in a community and then to eliminate them for different reasons:

- Technology not available
- Raw materials not available
- People find product/service a luxury/they cannot afford
- Too many people already making product/carrying out service
- Cannot acquire necessary skill
- Product does not need replacing therefore market will be quickly exhausted.

Skill Development/Vocational Training

This is very important part of job creation unless the PWD has the necessary skill, he/she will not achieve anything. This process must start during education, it is absolutely necessary that prevocational skills are developed from the youngest age, more specific skills can be developed later, these can either be in normal vocational training institutions but probably more adapted training can be provided by attaching the person to people already having these skills. This apprenticeship is very common in most developing countries and is therefore readily accepted by both trainers and trainees. A contract is drawn up between the trainer and the family of the trainee, the trainee has to accept to work for his master for a certain time, he /she will not be paid but will sometimes be given some money for food. The trainees family will have to pay a "fee" at the end of the training, this will often be in the form of a present (e.g. a crate of beer) but can also be cash. This kind of training is very good because, unlike institutional training, the trainee learns business skills (marketing, buying of materials etc) at the same time as learning the vocational skills.

In many countries the value of this type of training is now very much recognised, schemes have been developed often involving the country's Ministry of Labour and the ILO, which assists trainers with equipment and also regulates the training and provide some kind of accreditation at the end of training. Many community based rehabilitation programmes are connecting PWDs with potential trainers. An interesting development is that more and more trained disabled people are providing training themselves. This training service itself can become an income generating activity.

Another important advantage of apprenticeship over vocational training institutions is costs – apprenticeship involves very little capital input, institutions not only require enormous infrastructure but also substantial administration. Apprentices are also likely to be learning an appropriate equipment, there is no point in training people using expensive machinery which they are unlikely ever to be able to obtain.

Capital

Although this is actually the easiest item to provide assuming funds are available, for many PWD this is the most difficult problem to overcome when establishing an income generating activity. Capital is a difficulty for all poor people, but for PWDs it is an even harder problem. Credit providing institutions such as banks rarely see PWDs as a good credit risk and often, being very poor, they have no kind of property that can be used as collateral for loans. This problem is recognised very well by programmes seeking to alleviate poverty and various schemes are being developed to capitalise the poor. Most schemes involve a system where there is mutual support. A group will stand security for its individual members. Certainly any organisation such as a CBR programme needs to have some sort of credit available to its clients but it is equally essential that credit is given on very strict terms, the credit provider must investigate the feasibility of any activity before the credit is given out. Anything less than this is very irresponsible and will only make the impoverished client poorer.

Of course, for an income generating activity to be feasible it is absolutely essential that it is adequately (but not excessively) financed – there is no point in buying a bicycle with one wheel!

At the same time it is important that the capital is provided by the client and his/her family as much as possible in this way they will be more committed to the activity and will be involved in its success.

Certainly it is important that more and more effort are made to make capital available to the poor and organisations involved in poverty alleviations must advocate for this, at the same time they must make sure that these funds are well monitored and used responsibly. How much interest is to be paid or terms of payment need to be clearly established and any agreement must be kept.

Business Skills

In the past perhaps too much emphasis has been placed on vocational skills and not enough on providing the other inputs necessary for establishing income-generating activities. Too often a person with disability would be given vocational skills and then sent home to start work, of course the failure rate in such a system would be very high and even training providers would be discouraged. It is now recognised that the whole package must be provided if job creation is to be successful, this includes rudimentary business skills. A trainee must be taught how to keep accounts how to cost an article in order to make a profit, how to buy and control the use of materials. Some of these business skills can be provided in a normal apprenticeship, but undoubtedly the rehabilitation provider must also take a responsibility in developing the skills, not only to give initial instructions on what to

do but to provide a close follow up, making sure that the businessman is keeping accounts making sure he/she is actually making a profit.

Creation of income generating activities is not easy it needs a tremendous amount of input and effort it is however the key to alleviating poverty in third world countries and the only chance for many of the people with disabilities who live there.

CONCLUSION

Providing meaningful employment for people with disabilities in developing countries is a difficult task. Many resources have been used and many have been wasted. The involvement of community based rehabilitation provides a wonderful opportunity to develop PWDs both as a group and as individuals. There is no model of success, each situation is different and needs a unique approach, it is a challenge to us all. Certainly, to achieve success it is necessary that more investment is provided from national governments, from international organisations and from NGOs without this most of our PWDs will stay unemployed and unemployable.

Abstract: Der Artikel gibt eine realistische Einschätzung der Probleme wieder, mit denen Menschen mit einer Behinderung in Entwicklungsländern bei der Erwerbsarbeit oder zumindest beim Versuch, zu einem Einkommen ihrer Familie beizutragen, konfrontiert sind. Ausbildung und Arbeitsplatzbeschaffung sollte den Fähigkeiten der Menschen mit einer Behinderung sowie den Bedingungen der Umwelt, in der sie leben, entsprechen und Probleme lösen, anstatt weitere zu schaffen.

Resume: L'article donne une appréciation réaliste des problèmes avec lesquels des personnes handicapées sont confrontées dans des pays en voie de développement pour gagner leur vie ou au moins contribuer au recettes des leurs familles. Un appel est lancé de créer des emplois qui correspondent aux habilités des personnes handicapées et à l'environnement dans lequel ils habitent et d'entamer des actions qui ressoudent des problèmes afin de créer en plus des autres

Resumen: El artículo presenta una apreciación realista de los problemas con los cuales están confrontados personas discapacitadas en países en vías de desarrollo para ganar un ingreso económico, o por lo menos, contribuir con la familia. La formación y la creación de puestos de trabajo debe tener en cuenta la habilidad de las personas con discapacidades y las condiciones del medio ambiente en que ellos viven y aquellas actividades tienen que ser orientadas en resolver problemas y no en crear nuevos.

Paul Caswell ist Regionalkoordinator für die Christoffel-Blindenmission in Nigeria.

Anschrift: Paul Caswell, Nigeria Regional Coordinator/ Rehabilitation Consultant, P.O.Box 8151, Wuse-Abuja, Nigeria.

Einkommenschaffende Maßnahmen für Menschen mit Behinderungen - Erfahrungen aus Togo

Eckehard Mewes

Die Richtung, die ein Projekt nimmt, dessen Ziel es ist, Einkommen für die Betroffenen zu schaffen, hängt nicht allein von dessen Konzeption ab, sondern ganz wesentlich von den Umständen seines

Zustandekommens. Manche psychologische Faktoren in der Zusammenarbeit zwischen Gebern und Nehmern sowie nicht mit Projektzielen zusammenhängende Interessen beeinflussen Erfolg bzw. Nichterfolg eines Vorhabens.

Die im folgenden beschriebenen Erfahrungen basieren auf meiner Tätigkeit als Fachberater für einheimische Organisationen beim Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in Togo in den Jahren zwischen 1991 und 1997. Die Aufgabe eines solchen Fachberaters besteht darin, Nichtregierungsorganisationen (NRO) und Selbsthilfegruppen, aber auch Familien und Individuen zu beraten, Projektvorschläge zu prüfen und gegebenenfalls Finanzierungen zu vermitteln. Ziel solcher Maßnahmen sind die Befriedigung von Grundbedürfnissen (Zugang zu Nahrung, Kleidung, Bildung, Gesundheitsversorgung etc.). Dabei liegt der Schwerpunkt der Unterstützung von NRO in der Organisationsberatung sowie in der Finanzierung von Programmen, Betriebskosten und Fortbildungsmaßnahmen. Bei den Selbsthilfegruppen, Familien und Individuen stehen oft einkommenschaffende Maßnahmen im Vordergrund, von denen in diesem Artikel die Rede sein soll (z.B. Förderung eines Gemüseanbauprojekts, der Gründung einer Werkstatt etc.). Kleinprojekte für Menschen mit Behinderungen werden dabei in Togo nach denselben Kriterien geprüft wie andere auch, gegebenenfalls unter Berücksichtigung des durch die Behinderung entstehenden Wettbewerbsnachteils.

Die Arbeit des Fachberaters ist im Vergleich zu breiter und systematisch angelegten Programmen der Entwicklungszusammenarbeit durch große Flexibilität, Anpassungsmöglichkeit an real vorhandene Möglichkeiten und Nähe zur Zielgruppe geprägt. Die Höhe des Mittelabflusses ist im Gegensatz zu anderen Programmen kein Erfolgskriterium.

Rahmenbedingungen und notwendige Voraussetzungen für erfolgreiche Projekte sind theoretisch an anderer Stelle hinreichend abgehandelt. Ich möchte auf einige praktische Umstände hinweisen, die im Umfeld von Projektprüfung und -finanzierung das Zusammenspiel zwischen Gebern und Nehmern bestimmen, aber keinesfalls Gegenstand von Projektbeschreibungen bzw. -vereinbarungen sind. Es geht vielmehr um einen Blick auf die ungeschriebenen Spielregeln und Verhaltensweisen von Gebern wie Nehmern, die im übrigen nicht nur in der Entwicklungshilfe auftreten, sondern überall auf der Welt, wo Bedürftigkeit auf Hilfsangebote trifft. In einigen Fällen möchte ich Anregungen geben, die aus meiner Arbeit erwachsen sind. Sie sind von dem in Westafrika vorgefundenen sozialen, kulturellen und politischen Kontext geprägt.

In dem wirtschaftlich völlig ausgepowerten Togo geht unter ernst zu nehmenden Vertretern internationaler Geberorganisationen der Satz um: Es gibt mehr Geld als gute Projekte. Gemeint sind die auf Geberseite bereitstehenden Gelder und die von togoischen NRO erarbeiteten und zur Finanzierung vorgeschlagenen Projekte. Die Richtigkeit dieses Satzes sei hier hintangestellt. Er wirft jedoch in jedem Falle ein Schlaglicht auf die Szene der Projektfinanzierung. Es mag absurd klingen, aber es gibt eine Art Markt, auf dem Geber um gut konzipierte Projekte konkurrieren. Das vergleichsweise geringe Angebot an der Ware *Erfolg versprechendes Projekt* auf der einen Seite und der Zwang zum Mittelabfluß auf der anderen Seite haben negative Folgen. Darüber hinaus haben große Geber wie die Weltbank oder die Europäische Union, die sich auch im Bereich der Kleinprojekte engagieren, keinen Blick für das Detail. Für den Bereich einkommenschaffender Maßnahmen bedeutet dieses u.a.:

1. Auf dem beschriebenen Markt tummelt sich als Mittler zwischen Gebern und Antragstellern eine Unzahl von Nichtregierungsorganisationen, die man getrost als *Projektmakler* bezeichnen kann. Gegenüber den Antragstellern aus den einfachsten Schichten weisen sie sich als Spezialisten im Umgang mit den weißen Geldgebern aus, gegenüber den Gebern kehren sie ihre Nützlichkeit als Berater und Betreuer der benachteiligten Gruppen heraus. Die von den Mittlern gestellten Anträge liegen dann in der Tat in ihrer Diktion auf der Wellenlänge der Geber: Nachhaltigkeit, Synergieeffekte, Frauenförderung, ökologische Aspekte und der von der jeweiligen Organisation erwartete Eigenbeitrag sind heute integraler Bestandteil von Anfragen, die durchaus im Namen analphabetischer Personengruppen eingereicht werden. Nur: falls es jemals eine Beratung dieser Gruppen gegeben hat, so endet diese mit der Finanzierung des Projekts bzw. nach Erhalt des in der Finanzierung vorgesehenen Anteils für die Betreuung. Es ist in der täglichen Arbeit eines Projektprüfers ein außerordentlich mühseliges und zeitaufwendiges Verfahren, aus allen Anfragen dieser Art die wenigen herauszufiltern, die ein genaueres Hinsehen rechtfertigen. Es ist ja eben nicht die Aktenlage, sondern der wiederholte Besuch der Gruppen und Organisationen vor Ort - oft weit abgelegen - , der zu einer verlässlichen Entscheidung führt.
2. Einzelne Kleinprojekte werden so reichlich mit Mitteln ausgestattet (und dieses häufig auf Subventionsbasis), daß den geförderten Kleinstunternehmern jeglicher Bezug zur Rentabilität des Vorhabens verloren geht. Wenn sich Bittstellerei als lukrativer erweist als das Erwirtschaften von Gewinnen, bleibt der Wille zur Selbsthilfe auf der Strecke. Warum sollte ein Gemüsebauer, der in einer Landwirtschaftssaison den Gegenwert einer Schubkarre erwirtschaftet, aus diesem Gewinn Rücklagen bilden, ein Sparguthaben anlegen oder dieses Geld reinvestieren, wenn der direkte Gang zum Geldgeber erfolgsversprechender ist?
3. Diese durchaus gängige Überausstattung bedeutet auch (und das ist von manchen Gebern einkalkuliert), daß oft in den Taschen all derer, die bei der Vermittlung der Finanzierung direkt oder indirekt beteiligt waren, etwas hängen bleibt. Kommt es nun lediglich zu einer bedarfsgerechten Finanzierung, so geraten die Initiatoren des Projekts regelmäßig in den Verdacht, all das vermeintlich darüber hinaus gezahlte Geld nur in die eigenen Taschen gewirtschaftet und nichts an die sonstigen Helfer und Helfershelfer weitergeleitet zu haben. Wie oft bin ich bei Geldübergaben in Dörfern von unseren jeweiligen Projektpartnern gebeten worden, offiziell und in aller Öffentlichkeit zu erklären, daß außer dem nachvollziehbaren Betrag für das Projekt keine weiteren Zahlungen geleistet wurden. Wer ehrlich ist, macht sich verdächtig.

Ein weiteres Problem, das unabhängig von der Frage des Finanzierungsumfangs immer wieder auftritt, hat seine Ursache in der Unsicherheit, mit der die im Umgang mit den Gebern weniger geschulten Antragsteller ihre Projektvorschläge entwerfen:

4. Die Antragsteller gehen bei der Projektkonzeption häufig nicht von ihren eigenen Bedürfnissen, Wünschen und Fähigkeiten aus, sondern nehmen als Grundlage einen Projektantrag, der vom Geber xyz schon einmal für einen anderen Antragsteller bewilligt worden ist und schreiben ihn mehr oder minder ab in der Hoffnung, daß er auch für sie genehmigt wird. Da kommt es vor, daß man Wassereimer braucht und Gießkannen beantragt. Auch hier ist sichtbar, welchen Aufwand es verlangt, solche Gruppen zur Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen zu ermuntern. Der Weg bis zu dem Punkt, wo Geber und Nehmer so

etwas wie Partner werden, kann in solchen Fällen sehr lang und von Enttäuschungen gekennzeichnet sein. Manchmal sind jedoch Ablehnungen von Projektvorschlägen durchaus produktiv und am Ende eines solchen Prozesses steht die Gruppe auf so soliden Füßen, daß es zu einer erfolgreichen Durchführung des Projektes kommt.

Neben diese überall anzutreffenden Schwierigkeiten treten weitere, wenn auf Nehmerseite Menschen mit Behinderungen stehen.

5. Es besteht seitens der in der Entwicklungszusammenarbeit angesiedelten Organisationen die Tendenz, Projektanträge von Menschen mit Behinderungen an karitative Organisationen weiterzuleiten, auch wenn das Anliegen keinesfalls einen karitativen Charakter hat, etwa das Ersuchen um Unterstützung für einkommenschaffende Projekte im handwerklichen oder landwirtschaftlichen Bereich. Diese Tendenz ist auf Geberseite von der Furcht geleitet, daß Menschen mit Behinderungen aufgrund ihrer Beeinträchtigungen noch weniger als andere in der Lage sein werden, mit ihrer wirtschaftlichen Aktivität eines Tages auf eigenen Füßen zu stehen. Ein solches Behindertenprojekt steht somit in der Gefahr, nie die „Übergabereife“ zu erlangen, d.h. auf unbestimmte (und damit) sehr lange Zeit von Subventionen abhängig zu bleiben. Ähnliche Zurückhaltung der Geber ist aus denselben Gründen bei Sozialprojekten (Straßenkinder, Gefangenenbetreuung...) zu beobachten. Kirchliche oder kirchennahe Träger in Entwicklungsländern haben oft einen längeren Atem als etwa die staatlichen Organisationen der Entwicklungshilfe, was sie in dieser Hinsicht zunächst zu geeigneteren Partnern solcher Projekte macht. Dennoch darf gefragt werden, ob der karitative Ansatz das Selbsthilfepotential der Betroffenen in optimaler Weise freisetzt und ob *alle* auf karitativer Ebene handelnden Organisationen die fachliche Begleitung (Buchführung, Marktanalyse, Kosten-Ertrags-Rechnung, Düngemittleinsatz etc.) eines solchen produktiven Projektes gewährleisten können.
6. Manche der auf dem Felde der Wohltätigkeit agierenden Vereine und Organisationen leben in starkem Maße von der Außendarstellung ihrer Arbeit, wobei quantitative vor qualitativen Aspekten Vorrang haben. So kann es sein, daß die Zahl der in einer Lehrwerkstatt ausgebildeten behinderten Menschen auf einmal wichtiger wird als z.B. die Nachbetreuung von Abgängern, weil alleine die publizierte Zahl von Ausgebildeten bei der Aquisition von Spendengeldern für werbewirksam gehalten wird. Auch wenn solche Fälle mit Sicherheit eher Ausnahme als Regel sind, so halten sie sich doch mit einer gewissen Hartnäckigkeit auf der Szene.
7. Ohne selbst jemals auf Fälle von Selbstverstümmelung gestoßen zu sein, so habe ich doch weit unterhalb dieser Schwelle des öfteren die „Pfleger“ einer Behinderung angetroffen, weil die Befürchtung bestand, ohne sie den Zugang zu einer Finanzierung zu verlieren bzw. sie gar nicht zu erhalten. Ich stieß z.B. einmal auf einen jungen Mann, der einer Landwirtschaft betreibenden Gruppe von Sehbehinderten angehörte, die ihren Sitz nahe einer Augenklinik hatte. Er ist trotz niedriger Behandlungskosten nie zur Untersuchung in dieses Krankenhaus gegangen. Projekte dieser kleinen Gruppe sind übrigens von mehreren kirchlichen und kirchennahen und Trägern über die Jahre hinweg finanziert und

betreut worden, ohne daß jemals die Frage nach den nahe gelegenen Behandlungsmöglichkeiten gestellt worden wäre. Es zeigt sich in manchen Fällen eben auch, daß Helfer ohne Hilfsbedürftige in den Grundfesten ihres Selbstverständnisses erschüttert werden können.

8. Die alleinige Tatsache einer noch so bescheidenen Unterstützung für einen behinderten Menschen durch eine - wie es oft so schön heißt - internationale Organisation bringt erhebliche Bewegung in das soziale Gefüge der betroffenen Familie. Oft wird der Mensch mit einer Behinderung als eine Last, ja sogar Scham für die Familie empfunden. Ein junger Mann mit Kinderlähmung konnte dank eines Rollstuhls, für den ich einen Spender gefunden hatte, seinen Schulbesuch auf der Oberstufe eines Gymnasiums fortsetzen. Zuvor war er von seinem Vater aus dem Hause geworfen worden. Da der Sohn nicht nur den Rollstuhl bekommen hatte, sondern ab und zu auch noch Besuch von einem Weißen, wiedererwachte auf einmal das Interesse des Vaters an seinem Sohn. Nach zweijähriger Unterbrechung besuchte er ihn zum ersten Mal wieder. Hier führt der Kontakt mit dem Geber zu einer wünschenswerten Stärkung der sozialen Rolle des Menschen mit einer Behinderung. Auf der anderen Seite besteht auch die Tendenz zur Funktionalisierung der Behinderung. Schließlich möchte man an der Förderung des zuvor allenfalls geduldeten Familienmitglieds teilhaben. Kollegen haben mir in den buntesten Farben jene Fälle geschildert, in denen ganze Familien von der Unterstützung eines behinderten Mitglieds leben.
9. Fast alle Geber im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit fördern nicht Einzelpersonen, sondern nur Gruppen, die sich eine Satzung und Statuten gegeben haben. In der Realität zeigt sich, daß viele dieser Gruppen sich lediglich in Erwartung einer möglichen Projektfinanzierung zusammengefunden haben. Dieses hat als einziger Zusammenhalt in der Regel keine Tragfähigkeit. Die Gruppe zerbricht, wenn die Finanzierung nicht eintrifft oder spätestens, wenn das für das Projekt vorgesehene Geld verbraucht ist. Schließen sich Menschen mit Behinderungen zu Gruppen zusammen, so stehen neben einem ja möglicherweise auch erwogenen Förderungsantrag andere Gemeinsamkeiten im Vordergrund. Ähnlich wie bei Familien oder religiös motivierten Zusammenschlüssen steht bei der Projektprüfung der Zusammenhalt der Gruppe als solcher kaum in Frage.

Viele der oben genannten Mechanismen, die zumindest aus Gebersicht die jeweiligen Projektziele verfälschen, sind im Großen kaum beeinflussbar. Der Überausstattung von Projekten könnte im Prinzip durch Absprachen unter den Gebern entgegengetreten werden. Die Notwendigkeit, die Aktivitäten der Geber vor Ort zu koordinieren, wird denn auch in der Regel von allen Beteiligten gesehen. Man könnte nicht nur Finanzierungsbedingungen abstimmen, sondern auch Doppelfinanzierungen desselben Projekts vermeiden, im positiven Fall ergänzend jeweilige Programmteile übernehmen, etc. Doch die Einzelinteressen von Gebern verhindern meist wirksame Übereinkünfte. Die Landschaft der Geld gebenden Organisationen stellt sich aus Sicht der potentiellen Zielgruppe als unübersichtlicher Dschungel dar, in dem jeder etwas anderes von ihr erwartet: Eigenanteile in Bargeld oder Arbeitsleistung? 25% oder 33% oder von Fall zu Fall verschieden? Rückzahlung eines Kredits oder lediglich die Abrechnung einer Subvention? Die

Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Es bleibt, als verantwortlicher Fachberater in jedem Einzelfall den Prinzipien einer eigenen Förderungskultur zu folgen.

Als das wichtigste unter diesen Prinzipien erscheint mir der Grundsatz, daß jede Initiative und Projektidee von der den Antrag stellenden Gruppe auszugehen hat. In vielen Programmbeschreibungen ist von partizipativen Methoden die Rede, davon, daß die Betroffenen in jeder Phase eines Programms beteiligt sein müssen. Dieses ist nach meiner Auffassung zu wenig: derartige Formulierungen verdecken kaum, daß eine Beteiligung am Projekt von außen an die „Betroffenen“ herangetragen wurde. Ein „Betroffener“ wird dieses jedoch nicht durch das Programm einer Entwicklungshilfeorganisation. Im Falle einzelner Kleinprojekte sollte der Geldgeber in keinem Fall als Ideengeber auftreten. Die Frage nach Projekttypen, die der DED finanziert, habe ich immer mit Zurückhaltung beantwortet, um zu vermeiden, daß sich die anvisierte Tätigkeit an vermeintlichen Angeboten des DED orientiert und nicht auf eigene Ansätze zurückgreift. Natürlich findet eine solche Zurückhaltung ihre Grenzen in der auch gebotenen Transparenz der Finanzierungsbedingungen.

Auch bei der Entscheidung, ob eine einkommenschaffende Maßnahme durch Subvention oder Kredit gewährt wird, geht es um die Frage, inwieweit das Projekt ein „eigenes“ ist. Mit verlorenen Zuschüssen kalkuliert man anders als mit Geld, das man aus dem Projekt als Gewinn erwirtschaften (und teilweise zurückzahlen) muß. Nun ist es bei den äußerst geringen Gewinnspannen sehr schwierig, und letztlich demotivierend, den Gegenwert einiger für die Durchführung eines Projektes notwendigen Investitionen über Jahre hinweg zurückzuzahlen, ohne etwas für den täglichen Bedarf abzweigen zu können. Für Menschen mit Behinderungen ist die Lage häufig noch schwieriger. Man kann sagen, daß es unrealistische Rückzahlungserwartungen gibt. Diese Überlegung hat beim DED in Togo zu folgendem Modell geführt: der Investitionsanteil wird als verllorener Zuschuß gegeben, das Umlaufkapital auf Kreditbasis gewährt. Es gibt viele Gruppen, denen wirtschaftliche Grundbegriffe fremd sind, z.B. ist der Unterschied zwischen Umsatz und Gewinn oft nicht geläufig. Durch die Rückzahlung des Umlaufkapitals wird zumindest deutlich, ob am Schluß noch etwas in der Kasse bleibt, was als Gewinn betrachtet werden kann (von der Amortisierung einmal abgesehen). Ein solches Verfahren kann auch als ein erster Schritt verstanden werden, die Gruppe an ein formaleres Kreditsystem heranzuführen.

Die Frage nach der fehlenden Fachkompetenz bei einigen wohltätigen Organisationen ist lösbar, wenn diese mit einer Organisation der Entwicklungshilfe kooperieren. Ist die karitative Organisation Geber, so muß sie ihrem Partner bei Durchführung von Programmen und Projekten eine relativ freie Hand lassen. Auch ein anderer Fall der Zusammenarbeit ist interessant: der DED finanzierte einmal ein Projekt für Sehbehinderte, wobei Frauen und Männer der Kirche, die diese jungen Leute lange kannten, für deren moralische Integrität bürgten. Die fachliche Begleitung sicherte der DED. Diese Zusammenarbeit führte zu einem erfolgreichen Abschluß des Vorhabens.

ABSTRACT: The direction that a project, which aims to produce an income for its target group, takes, depends not only on its original plan but also quite fundamentally on circumstances of its creation. Many

psychological factors in the cooperation between givers and takers, as well as interests unrelated to the aims of the project, influence its success or failure.

RESUMEE: La réussite d'une activité génératrice de revenus ne dépend pas seulement de sa conception, mais en grande partie aussi des circonstances dans lesquelles il a vu le jour. Certains facteurs psychologiques qui interviennent dans la coopération entre les bailleurs de fonds et les bénéficiaires ainsi que d'autres intérêts indépendants des objectifs du projet déterminent souvent son succès ou son échec.

RESUMEN: La dirección en que va un proyecto, que tiene la meta de producir ingresos para sus miembros, no solamente depende de su concepción, sino en grandes partes de las circunstancias en que tiene lugar. Algunos factores psicológicos en la colaboración entre donadores y beneficiarios, y los intereses sin relación a las metas del proyecto tienen influencia en el éxito o en el fracaso de lo intentado.

LITERATUR:

MEWES, E.: Vom Partnerschaftshelfer zum Fachberater für einheimische Organisationen. In DED-Brief 1/95 (Zeitschrift des Deutschen Entwicklungsdienstes)

MEWES, E.: „Le crédit“ ist nicht einfach ein Kredit. In: DED-Brief Nr. 1/97

TEUBER, G.: 20 Jahre aktiv im zweiten Gesellschaftszweck. In: DED-Brief Nr. 1/95

WAHL, S.: Die Kunst, die förderungswürdigen Gruppen herauszufinden. In: DED-Brief Nr. 1/95

Eckehard Mewes ist Studienrat für Mathematik an der Hermann-Hesse-Oberschule in Berlin-Kreuzberg.
Anschrift: Eckehard Mewes, Leonhardstr. 8, 14057 Berlin

Menschen mit Behinderungen produzieren für Menschen mit Behinderungen, am Beispiel von RESCU

Wie sich Behinderungen durch gemeinsame Produktion gegenseitig aufheben können.

Albrecht Link

Am Beispiel von RESCU (Simbabwe) wird aufgezeigt, wie geistig- und körperlich behinderte Arbeiter bei der Rollstuhlproduktion so kooperieren, daß sich ihre Behinderungen gegenseitig aufheben, sie gut verdienen und 90 % ihres Einkommens selbst erwirtschaften können. Der Autor stellt die Forderung, die Produktion von Rollstühlen und Gehhilfen auch in Europa Behindertenwerkstätten zu übertragen.

RESCU (RESCU Wheelchair Centre for Africa) in Simbabwe ist eine, von einer Eltern-initiative getragene, beschützende Werkstätte und eine Rollstuhlfabrik zugleich, die von 65 geistig- und körperlich behinderten jungen Menschen mit Stolz und Befriedigung betrieben wird. RESCU hat sich in den letzten 15 Jahren aus der Zusammenarbeit von schwarzen und weißen Menschen, von körperlich- und geistig behinderten Menschen, zu der heutigen Fabrik entwickelt.

Pro Jahr werden 500 erstklassige Rollstühle und mehrere hundert Gehhilfen produziert, die in Simbabwe oder im benachbarten Ausland verkauft werden. Dies schafft für die Menschen mit Behinderungen ein durchschnittliches Einkommen,

welches weit über dem Einkommen von nichtbehinderten Farmarbeitern oder Gärtnern liegt.

Die körperlich behinderten Arbeiter haben neben ihrer Arbeit noch zusätzlich die Aufgabe, die geistig behinderten Kollegen anzuleiten und im Auge behalten. Die Belegschaft von RESCU setzt sich zu einem Drittel aus körperlich behinderten Menschen und zu zwei Dritteln aus Menschen mit einer geistigen Behinderung zusammen.

Da alle Arbeiter körperliche oder sonstige Probleme haben, sind sie natürlich auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Dies schafft ein einzigartiges und lockeres Arbeitsklima, weil einander zu helfen, sicher ein tiefes menschliches Bedürfnis ist und große Befriedigung schafft. Da im Prinzip alle Menschen zwar unterschiedliche, doch gleichviel Begabung besitzen, gilt es die versteckten Talente der behinderten Arbeiter zu finden und die unterschiedlichen Talente dann so zu Teams zusammenzustellen daß sich die "Defizite" gegenseitig aufheben.

Durch den Verkauf von selbstproduzierten Rollstühlen und Gehhilfen sowie durch Einnahmen der Reparaturabteilung werden 90% der laufenden Einnahmen bestritten. 8% werden vom Staat beigesteuert und weitere 2% kommt von Spenden.

A. Geschichtliche Entwicklung von RESCU

RESCU entstand aus einem, von einer Elterninitiative getragenen Kindergarten für Kinder mit Behinderungen. Als die Kinder dann zu Jugendlichen heranwuchsen, wurde natürlich versucht, diese in Betrieben oder Schulen zu vermitteln. Zu einem gewissen Teil gelang es sogar, viele Jugendliche mit einer Körperbehinderung zu vermitteln, doch es erwies sich als aussichtslos, die Jugendlichen mit einer geistigen Behinderung unterzubringen, weshalb diese mehr oder weniger übrigblieben.

Beschützende Werkstatt für Menschen mit Behinderungen

Nun lag es nahe, eine beschützende Werkstatt für Menschen mit Behinderungen zu gründen, was auch getan wurde. Diese Werkstatt versuchte, sich mit Auftragsarbeiten wie Abzählen und Abpacken von Büroklammern usw. sowie mit einer Holzspielzeugproduktion über Wasser zu halten. Dieser Versuch entpuppte sich als schwierig, weil:

- die Aufträge und produzierten Produkte viel zu wenig Einkommen einbrachten;
- der staatliche Zuschuß viel zu gering war;
- die professionellen Anleiter aus dem erzielten Einkommen und dem staatlichen Zuschuß nur zum kleinen Teil bezahlt werden konnten. Der Hauptanteil mußte von den Eltern beglichen werden.

Produkte für Menschen mit Behinderungen produziert von Menschen mit Behinderungen

Da in dieser Zeit Sanitätsartikel wie Gehhilfen, Rollstühle, Duschstühle usw. schwer erhältlich waren, wurde die Idee geboren, diese Produkte herzustellen und zu vermarkten. Um zunächst die Konkurrenz fern zu halten, wurde das Motto kreiert "Produkte für Menschen mit Behinderungen produziert von Menschen mit

Behinderungen". Es entstand ein politischer Anspruch, daß der Markt für Artikel, welche von Menschen mit Behinderungen gebraucht werden, ausschließlich von behinderten Arbeitern bedient werden und Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen schaffen sollte. Dieser Anspruch hat sich jahrelang in Reinform erhalten und wird in Simbabwe noch heute, trotz offener Grenzen, zu über 50% eingehalten.

Einer der Väter, ein Ingenieur, wurde angestellt, um eine entsprechende Produktion mit Hilfe von technischen Anleitern aufzunehmen. Nun nahm zwar das Einkommen sichtbar zu, doch die vielen Anleiter verschlangen den Löwenanteil, so daß für die geistig behinderten Arbeiter nichts mehr übrigblieb.

Die Rolle der körperlich behinderten Arbeiter

In dieser Situation hatte einer der Väter die geniale Idee, daß die körperlich behinderten Mitarbeiter als Anleiter fungieren könnten. Jeder dieser körperlich behinderten Anleiter sollte für zwei geistig behinderte Arbeiter verantwortlich sein. Rasch wurde das Klientel, welches ausschließlich aus geistig behinderten Menschen bestand, um ein Drittel körperlich behinderter Menschen erweitert. Diese waren in vielen Fällen handwerklich ausgebildet und durch den Bürgerkrieg zu Landminenopfern geworden.

Für das Klientel von ursprünglich 70 behinderten Arbeitern wurde ein Stamm von zwei nichtbehinderten Anleitern plus einem Werkstattleiter behalten. Die anderen Anleiter wurden nicht mehr benötigt, aber eine Physiotherapeutin neu eingestellt.

Fabrik und Spielplatz zugleich

Der Vater mit dieser guten Idee wurde Geschäftsführer der Werkstatt. Er hatte noch weitere ungewöhnliche Vorstellungen und Forderungen. So sollten einerseits die Menschen mit Behinderungen so produktiv sein, daß sie einen Lohn in Höhe des Mindestlohns für gesunde Arbeiter verdienen konnten. Andererseits sollte die Produktion durch positive Stimulation erreicht werden. Die Metallwerkstatt sollte einerseits Fabrik und Spielplatz zugleich sein, doch andererseits die laufenden Kosten selbst erwirtschaften. Das Werkstattgebäude samt Einrichtung konnte schon bald, dank großzügiger Spenden von Hilfsorganisationen, 1982 erstellt werden. Der Bauplatz wurde von der Stadt Harare pachtfrei für 99 Jahre zur Verfügung gestellt.

Produktion

Die Produktion von Rollstühlen und anderen Sanitätsartikeln lief gut an. Der Verkauf florierte und alle Rollstühle konnten, obwohl es damals noch Qualitätsmängel gab, leicht verkauft werden, weil es im ganzen Land keine Konkurrenz gab. Alle Produkte wurden aus lokalen Rohstoffen mit angepaßter Technologie und sehr arbeitsintensiv hergestellt. Nun wurde erkannt, daß noch das Design verbessert werden mußte. Deshalb wurde der weltweit bekannteste Rollstuhldesigner Ralf Hotchkiss aus San Franzisko engagiert, der bei RESCU einen Einführungskursus im Rollstuhlbau durchführte.

Nach diesem wurden nacheinander verschiedene Entwicklungshelfer angefordert, die ihre Ideen für die Verbesserung der produzierten Gehhilfen, usw., einbrachten. Ferner gab es natürlich schon bald Rückmeldungen der Kunden, die auf

Schwachpunkte aufmerksam machten. Entsprechende Nachbesserungen wurden laufend in das jeweilige Design eingearbeitet. Schon nach wenigen Jahren war die Werkstatt so produktiv, daß der Durchschnittslohn der verschiedenen behinderten Arbeiter dem Mindestlohn für nichtbehinderte Farmarbeiter entsprach.

B. Produktion mit Arbeitern mit Behinderungen

Produzieren mit Menschen mit Behinderungen setzt andere Bedingungen voraus, was wiederum ein anderes Zusammenarbeiten bedingt, als man von normalen Werkstätten gewohnt ist. Menschen mit Behinderungen in der Dritten Welt haben fast immer, bedingt durch die Umstände ihrer Behinderung, weniger schulische und weniger berufliche Bildung genossen. Oft ist die erhaltene Bildung dazu noch sehr lückenhaft.

Die angebotene Arbeit muß dem Rechnung tragen, sie muß leicht verständlich und durchschaubar sein. Wenn die geleistete Arbeit als Mosaiksteinchen am fertigen Produkt, als kleines Teil vom Ganzen, erkannt wird, ist dies für die Arbeitsmotivation eigentlich eine ideale Voraussetzung. Ein kleines aber wichtiges Rädchen im großen Getriebe zu sein und sich in dem Rhythmus der Produktion zu befinden, ist für die Entwicklung der Persönlichkeit ungemein förderlich. Bei RESCU funktioniert dies. Jeder Arbeiter ist mit viel Selbstwertgefühl immer stolz darauf, Besuchern zu zeigen, welche Teile am fertigen Rollstuhl von ihm gefertigt wurden.

Serienproduktion

Für Arbeiter mit einer geistigen Behinderung eignet sich vor allem Serienproduktion (Massenherstellung), dies hat sich auch bei RESCU gezeigt. Für Arbeiten wie Sägen, Bohren, Biegen und Schweißen gibt es spezielle Vorrichtungen, welche so konstruiert sind, daß es fast nicht mehr möglich ist, einen Fehler zu machen. Beim Schweißen ist das z. B. so: Sind die zu schweißenden Teile zu lang geraten oder falsch gebogen, passen sie nicht in die Halterung. Sind sie zu kurz, fallen sie durch. Es ist nicht möglich, Löcher an der falschen Stelle zu bohren. - Vorrichtungen dieser Art sind elementar für den Einsatz von Arbeitern mit einer geistigen Behinderung und erklären, warum Einzelanfertigungen nicht geleistet werden können. Es lohnt sich nicht für geringe Stückzahlen eine extra Vorrichtung zu bauen.

Bei der Produktion mit behinderten Arbeitern hatten wir erstaunlicherweise bedeutend weniger Unfälle und Verletzungen, wie dies von vergleichbaren Produktionsstätten mit gesunden Arbeitern zu erwarten gewesen wären (die stressfreie Arbeitssituation ist meines Erachtens dafür ausschlaggebend). Die Abfall-Schrottproduktion war stattdessen wesentlich höher als normal und erreichte etwa 5% und manchmal auch mehr. Da viele Menschen mit Behinderungen nur 5 - 6 Stunden pro Tag produktiv sein können, liegt die tägliche RESCU Nettoarbeitszeit bei 6,5 Stunden.

Schweißen

Der Umgang mit Elementen, wie Feuer, Wasser, Erde, Luft wie auch Tiere, eignet sich besonders als Medium für die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen. Bei der Metallarbeit hatten wir vor allem durch das Schweißen eine besondere Fördermöglichkeit. Während bei gesunden Arbeitern Schweißen eher unbeliebt ist, war es bei RESCU's geistig behinderten Arbeitern die beliebteste Tätigkeit. Manche

hatten einen so dicken psychischen Schutzpanzer, daß sie fast unansprechbar waren, doch das Feuer vom Schweißen drang durch und brachte ihnen dann größten Spaß und Befriedigung; sie waren dann "Herr über das Feuer". RESCU's beste Schweißer sind Menschen mit einer geistigen Behinderung. Gasschweißen (Hartlöten) wurde ihnen in einem einwöchigen Schweißkurs beigebracht. Dann brauchte es normalerweise etwa einen Monat, bis sie das entsprechende Werkstück gut schweißen konnten, doch dann war es gekonnt. In der Regel ist ihre Fähigkeit gut zu schweißen, jedoch nur auf ein Werkstück reduziert, weil sie oft Schwierigkeiten haben, die erlernte Tätigkeit auf eine andere Sache zu übertragen.

Einander helfen

Eine Arbeitssituation, bei der alle Arbeiter einander helfen müssen (dürfen), bewirkt eine unwahrscheinliche Stimulation und Motivation bei der Arbeit. Einander helfen ist ein tiefes menschliches Bedürfnis und sehr befriedigend. Bei vielen (geistig) behinderten Menschen funktioniert dies noch natürlicherweise und wir "Gesunden" können noch viel von ihnen lernen.

Bei RESCU sind nur zwei Anleiter nicht behindert. Den körperlich behinderten Anleitern fehlt entweder ein Arm, oder Bein, oder sie sind Rollstuhlfahrer, blind, taub usw. Diese wiederum sind auf die geistig behinderten Arbeiter laufend angewiesen, welche z.B. starke Arme und Beine haben, die für bestimmte Arbeiten unerlässlich sind. Kurzum die geistig behinderten Arbeiter sind gefragt und ein unverzichtbarer Bestandteil der Produktion. Umgekehrt können die geistig Behinderten nicht arbeiten ohne die körperlich oder sensorisch behinderten Menschen, welche ihnen die Arbeit angeben, sie anleiten und ihre Arbeit überwachen. Interaktion und sich gegenseitig helfen sind die elementaren Bindeglieder für diese Art von Arbeit, welche viel Spaß macht und sehr befriedigend ist.

Der Schlüssel zur Serienproduktion mit Arbeitern mit gemischten Behinderungen ist, die Teams so zusammenzustellen, daß die Behinderungen sich gegenseitig ergänzen. Diese Teams sind möglicherweise dann sogar noch produktiver als nichtbehinderte Teams, weil die Stärken, welche Menschen mit Behinderungen natürlicherweise haben, oft überdurchschnittlich ausgebildet sind. In der Regel haben geistig behinderte Menschen den unschätzbaren Vorteil, daß es ihnen nie zu eintönig wird, immer dieselbe Arbeit ohne Veränderung zu tun. Wir beobachteten, wie sie bei jeder Produktionsumstellung schimpften und sich oft hilflos vorkamen, doch sie beklagten sich nie, immer dieselbe Arbeit tun zu müssen. Dies macht sie z.B. für Fließbandarbeit potenter wie Menschen ohne Behinderungen, welche "verrückt" werden, wenn sie immer dasselbe tun müssen.

Obwohl es nicht einfach ist, das Geheimnis der versteckten Talente bei geistig behinderten Menschen zu lüften, kann dies bei RESCU meistens geleistet werden. Bevor ein Arbeiter aufgenommen wird, wird er zwei Wochen bei der Arbeit getestet. RESCU kann alle Arten von Arbeiten anbieten, grobe und feine, leise und laute, dreckige und saubere. Gemeinsam bei allen Arbeiten ist, daß sie dem Arbeiter verdeutlichen, daß er ein Rädchen im Getriebe, also wichtig ist und den anderen helfen muß. Die genaue Beobachtung der Reaktionen der Testperson durch eine Physiotherapeutin und die behinderten Anleiter und der Art, wie die Arbeit geleistet wird, macht schon bald deutlich, wo der behinderte Arbeiter am hilfreichsten und nützlichsten sein kann. Testpersonen, welche sich während dieser zweiwöchigen Phase nicht nützlich machen können, werden bei RESCU nicht eingestellt, weil eine

gewisse Produktivität Voraussetzung für die erforderliche Erwirtschaftung von 90% des Gesamteinkommens ist.

C. Was wäre es wert, nach Europa oder sonstwo übertragen zu werden

'Different abled'

Im Englischen gibt es diesen Begriff als Alternative zu 'disabled'. 'Different abled' meint wörtlich unterschiedlich begabt. Wir alle, ob behindert oder nicht, sind unterschiedlich begabt und gleichwertig. Wie alle Menschen haben auch (geistig) behinderte Menschen das moralische Recht auf eine angemessene Arbeit.

Produkte für Menschen mit Behinderungen produziert von Menschen mit Behinderungen

Die Forderung nach einem Rechtsanspruch, den Markt von Sanitätsartikeln, Rollstühlen, Gehhilfen, usw. Produzenten mit vorwiegend Behindertenarbeitsplätzen zu überlassen, ist legitim und wäre auch bei uns möglicherweise durchsetzbar. Technisch wäre es auf jeden Fall möglich, daß diese Produkte mit derselben Qualität von Menschen mit Behinderungen ohne Aufpreis hergestellt werden könnten. Operational müsste es möglich sein, daß die Krankenkassen nur solche Produkte ersetzen, welche aus Behindertenwerkstätten kommen, genauso wie sie heute bestimmte Medikamente ersetzen und andere nicht.

Einander helfen

Wenn bekannt ist, daß einander helfen ein tiefes menschliches Bedürfnis ist, müsste es ein leichtes sein, Werkstätten für Menschen mit Behinderungen auf dieses Prinzip umzustellen.

Möglicherweise wird diese Methode von einigen Arbeitsanleitern blockiert werden, welche nicht auf die vorgetragene Weise mit behinderten Arbeitern kooperieren wollen. Sicher gibt es auch körperlich behinderte Menschen, welche nicht mit geistig behinderten Arbeitern zusammenarbeiten wollen. Ganz sicher jedoch gibt es genug Arbeitsanleiter, körperlich behinderte Menschen und entsprechende Träger, welche sich gerne auf ein entsprechendes Modellprojekt einlassen wollen, zumal so ein Projekt einen wesentlich höheren Anteil an selbst erwirtschaftetem Einkommen einbringt, als die bisher üblichen Behindertenwerkstätten.

ABSTRACT: RESCU association shows how 65 mentally and physically disabled persons cooperate in a way, that their different abilities and talents supplement each other. They produce products made by persons with disabilities for persons with disabilities, earn an average income well above the minimum wage of Zimbabwe and generate in this way 90 % of RESCU's income themselves.

RESUME: L'exemple de RESCUE vient démontrer comment des travailleurs handicapés mentaux et physiques peuvent participer activement à la fabrication de fauteuils roulants, de telle sorte que leur handicap s'en trouve ainsi compensé, ces travailleurs gagnant correctement leur vie, assumant par eux-mêmes 90 % des leurs revenus. L'auteur revendique l'introduction de ce système dans les ateliers européens.

RESUMEN: El asociación RESCUE señala que 65 personas con discapacidad mental o física pueden cooperar de una manera que suplemente entre ellos sus diferentes habilidades y talentos. Ellos llevan a cabo productos hechos por personas con discapacidades para personas con discapacidades, ganan un sueldo medio que es significativamente más alto que el sueldo mínimo en Zimbabe y generan así mismo el 90 por ciento del ingreso de RESCUE.

Albrecht Link hat von 1994-1997 RESCU als DÜ-Entwicklungshelfer unterstützt und eine Fertigungsstraße für den „Africa One“-Rollstuhl eingerichtet. Heute ist er selbständiger Berater für Rollstuhlprojekte in Afrika.

Anschrift: Albrecht Link, Hauptstr. 81, 74385 Pleidelsheim, Tel 07144/ 22106, Fax 07144/ 283140

BERICHTE

Workshop zur Community Based Rehabilitation Three Kings Special School Battor, Volta Region, Ghana

Aus der Notwendigkeit heraus, die Möglichkeiten der Förderung von Menschen mit Behinderungen in Ghana auf kommunaler Ebene zu erweitern fand vom 10. bis 14.8.1998 ein Workshop über Community Based Rehabilitation (CBR) in der Three Kings Special School Battor, Ghana, statt. Dieser wurde in Zusammenarbeit mit der Hanns Seidel Stiftung sowie der Ghana Aktion unter der Leitung des Ghana Education Service organisiert. Unter den 40 TeilnehmerInnen befanden sich vorwiegend RegelschullehrerInnen, einige SonderschullehrerInnen, Krankenschwestern sowie Funktionäre des Ghana Education Service bzw. der Special Education Division.

Ziel des Workshops war es, die TeilnehmerInnen auf die Rechte und individuellen Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen und ihren Angehörigen in der Kommune aufmerksam zu machen und zu sensibilisieren.

Insgesamt wurde das Seminar von allen Beteiligten als großer Erfolg bewertet. Im Zuge der „Hilfe zur Selbsthilfe“ stand die Stärkung des Selbstvertrauens im Vordergrund. Den TeilnehmerInnen wurde aufgezeigt, daß sie ohne teure technische Hilfen und Ausstattungen in Kooperationen mit anderen Disziplinen (u.a. familiärer, medizinischer, schulischer, sozialer, kommunalpolitischer, kirchlicher Bereich) in hohem Maße zur Prävention von Behinderungen auf lokaler Ebene beitragen können. Ein Ausflug auf das Schulgelände der Three Kings Special School bildete einen wesentlichen Meilenstein in diese Richtung. Den TeilnehmerInnen wurde veranschaulicht, daß sie in ihrer näheren Umwelt viele Materialien besitzen, die ihnen über kreative Ideen viele Möglichkeiten zur individuellen Diagnostik und Förderung von Kindern bieten.

Drittes Bundestreffen der studentischen Arbeitsgruppen „Behinderung und ‘Dritte Welt‘“ vom 19. bis 22. November 1998

In Berlin fand vom 19. bis 22. November das Bundestreffen der studentischen Arbeitsgruppen „Behinderung und `Dritte Welt`“ vier Tage lang statt. Am Freitag, den 20.11., wurde das Treffen mit einem Vortrag über ein Projekt mit Straßenkindern in Belo Horizonte/Brasilien eröffnet. Anschließend begann die Arbeit in drei Arbeitsgruppen mit den Schwerpunkten „Entwicklungstheoretische Grundlagen“, „Flüchtlinge und Immigranten mit Behinderung“ und eine vorbereitende AG auf ein Praktikum in Ghana.

Neben diesen beiden Arbeitsschwerpunkten wurden Freitag und Samstag Abend drei Vorträge über Projekte in Brasilien, Tanzania und Marokko gehalten. Ebenfalls informierten sich die StudentInnen gegenseitig über die Aktivitäten in den einzelnen Städten und über die Arbeit der BAG.

Abschließend wurde beschlossen, daß das nächste studentische Treffen in Leipzig stattfindet. Um die Irritationen, die dem Berliner Treffen vorausliefen, zu vermeiden wird das nächste studentische Treffen definitiv vom 18. bis 21. November 1999 stattfinden. Bis dahin soll es kleinere regionale Treffen von StudentInnen geben, um eine bessere Vernetzung zu gewährleisten. Daneben wurde vereinbart bis November drei studentische Rundbriefe, in denen über studentische Aktivitäten in den einzelnen Städten berichtet wird, an Interessierte zu verschicken.

BAG Behinderung und Dritte Welt

Vom 8. - 10. Oktober 1999 veranstalten die Universität Bremen, die Arbeitsstelle „Behinderung und Dritte Welt“ der Universität Oldenburg und der Arbeitskreis „Frauen und Behinderung in der Dritten Welt“ der Universität Würzburg für die Bundesarbeitsgemeinschaft „Behinderung und Dritte Welt“ ein Internationales Symposium zur Thematik:

Frauen und Behinderung in Einer Welt / in der Dritten Welt.

In der behindertenpädagogischen Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland wird seit einigen Jahren von der doppelten Diskriminierung von Frauen mit Behinderung gesprochen, also der Benachteiligung als Mensch mit Behinderung einerseits und als Frau andererseits. In Bezug auf Frauen in Ländern der sog. Dritten Welt kann in vielen Fällen von einer dreifachen Diskriminierung ausgegangen werden: als Frau, als Mensch mit Behinderung (bzw. von Behinderung indirekt betroffener Mensch) und als Bewohnerin eines Landes der sog. Dritten Welt.

Bei der Planung der Tagung war uns wichtig, nicht nur Unterschiede, sondern auch evtl. Parallelen der Lebensbedingungen und –situationen aufzugreifen. Der internationale Charakter des Symposiums soll eine differenzierte Betrachtung der Thematik ermöglichen und einen Austausch mit und zwischen Interessierten aus den sog. Industrie- und Entwicklungsländern initiieren. Neben WissenschaftlerInnen, Behindertenbeauftragten sowie betroffenen Frauen unterschiedlicher Länder, haben ebenso MitarbeiterInnen nationaler / internationaler Organisationen (Bundesvereinigung Lebenshilfe, Christoffel-Blindenmission, Selbstbestimmt Leben, BIFOS, etc.) ihre Teilnahme zugesagt. Das Symposium findet an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg statt. Es steht gleichermaßen Studierenden und Lehrenden verschiedener Fachrichtungen und Hochschulen sowie interessierten Personen offen.

Arbeitskreis Frauen und Behinderung in Ländern der sog. Dritten Welt

Unsere Arbeit ist z.Z. größtenteils auf die Vorbereitung des im Herbst stattfindenden Symposiums "Frauen und Behinderung in der sog. Dritten Welt" ausgerichtet. Da wir für die Beantragung der benötigten Mittel verantwortlich sind, schreiben wir derzeit hauptsächlich Anträge und beantworten Anfragen. Vor kurzem gelang es uns, für unseren nächsten geplanten Reader die Unterstützung der "Selbstbestimmt-Leben" Gruppe in Würzburg (WÜSL) zugesichert zu bekommen. Um unseren Reader trotz des hohen Zeitaufwandes für die Planung des Symposiums fertigstellen zu können, sind wir mehr denn je auf Mithilfe angewiesen, und freuen uns über jeden Beitrag, der unserer inhaltlichen Arbeit weiterhilft.

Arbeitskreis MigrantInnen und Flüchtlinge mit Behinderungen

Der Arbeitskreis konzentriert sich auf zwei Personengruppen:

- 1) Flüchtlinge und MigrantInnen, die bereits mit einer Behinderung nach Deutschland kamen. Hierunter fallen auch psychische Folgen einer Flucht.
- 2) Flüchtlinge und MigrantInnen und ihre Kinder, deren Behinderung erst in Deutschland entstand. Es soll unter anderem der Hypothese nachgegangen werden, ob das Umfeld (z.B. Wohnsituation, Beschäftigung), in dem sie leben, schlechtere Voraussetzungen für ihre persönliche Entwicklung bietet, als das Umfeld von NichtmigrantInnen und Nichtflüchtlingen. Im Vordergrund sollen weniger ihre Einwanderungsgründe stehen, sondern die gesellschaftlichen Dynamiken, die bei dieser speziellen Gruppe zu Behinderung führen können.

Die Aktivitäten des Arbeitskreises werden vor allem in den folgenden drei Bereichen liegen:

- Literaturrecherche;
- Die Klärung der rechtlichen Situation;
- Interviews mit MigrantInnen und Flüchtlingen mit Behinderung sowie mit deutschen Sozialarbeitern, Pädagogen etc., die mit ihnen arbeiten.

Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit e.V.

Im Frühjahr wird der Reader mit dem Thema „Berufliche Rehabilitation und Existenzsicherung in Ländern der Dritten Welt“ fertiggestellt werden. In diesem sind die Referate abgedruckt, die während der Veranstaltung „FORUM REHABILITATION“ im Dezember 1997 zum Thema gehalten worden sind. Der Reader umfaßt sowohl deutsch- als auch englischsprachige Texte, die sich mit den Einkommensmöglichkeiten von Menschen mit Behinderungen, aber auch mit deren Schwierigkeiten und besonderen Bedürfnissen bei der Berufsausübung auseinandersetzen. Abgerundet wird der Reader mit Literaturangaben, die anregen sollen, sich näher mit dem Thema zu befassen. Der Reader kann ab sofort in der

Geschäftsstelle bestellt werden.

Dort ist ebenso das Jahresprogramm 1999 erhältlich. Dieses beinhaltet das Vorbereitungsprogramm für Arbeits-, Praktikums- und Studienaufenthalte in Ländern der Dritten Welt sowie eine Veranstaltung der Reihe FORUM REHABILITATION, die sich an ehemalige EntwicklungshelferInnen richtet. Weiterhin gibt es vier feste Termine für Arbeitstreffen, zu denen auch Interessierte herzlich willkommen sind.

Die Geschäftsstelle befindet sich seit Februar 1999 in Essen.

Die neue Anschrift lautet:

Wintgenstr. 63, 45239 Essen

Tel.: 0201/ 40 87 745; Fax: 0201/ 40 87 748

E-mail: bezev@t-online.de

Internet: <http://www.welcome.to/bez>

ORGANISATIONEN

Bishop Bekkers Institute adopts a new course with International Cooperation

Bishop Bekkers Institute (BBI) in The Netherlands disseminates scientific information, does research and gives advice on the subject of care for people with intellectual disability. So far, BBI's International Cooperation department acted as an information centre for care for people with intellectual disability in developing countries. Recently, the department's policy has changed: the work will be more market-oriented and organised in the form of projects.

The main activity of international cooperation is now research and study for Dutch organisations which support projects in developing countries or are planning to do so. The group of developing countries mentioned here also includes countries in Eastern Europe. With this activity BBI wants to meet the demands of Dutch organisations.

BBI can not only be approached for carrying out projects such as research and study, but also for facilitation and advice.

Examples of research and study include;

- Evaluation of the effects of support given by a Dutch care provider to an organisation abroad.
- Conceptual study on international partnership in the field of care for people with intellectual disability.

Examples of facilitation and advice include:

- * Supervision of an exchange programme between a Dutch organisation and an organisation abroad.
- Organisation of a national conference on care for people with intellectual disability in Eastern Europe.

The projects are commissioned by clients. In addition, BBI can also be approached for minor questions for advice and information concerning the care for people with

intellectual disability in developing countries.

For its international activities BBI uses its extensive relations network in The Netherlands and abroad and can refer to current data files. BBI's library is available too. It has a huge collection of publications about the care for people with intellectual disability in developing countries. It boasts 600 titles of books and articles.

For more information about the activities of BBI's International Cooperation, please contact Letty Darwish, staff International Cooperation:

P.O. Box 415, 3500 AK Utrecht
The Netherlands
Tel.: +31 30 2333504
Fax: + 31 30 2340026
E-mail: bbi@pobox.accu.uu.nl
<http://www.niwi.knaw.nl/guests/bbi>

NEWS

Erlaßjahr 2000 - Entwicklung braucht Entschuldung

Was ist unter der Kampagne „Erlaßjahr 2000“ zu verstehen? „Erlaßjahr 2000“ ist eine internationale Initiative, die von zahlreichen NROs (Nichtregierungsorganisationen) in bereits über 50 Staaten getragen wird und sich für einen gerechteren Finanzausgleich zwischen nördlichen und südlichen Ländern der Erde einsetzt.

Die **Kampagne verfolgt zwei Ziele**

1. „Einen weitreichenden Schuldenerlaß für die armen Länder der Erde im Jahr 2000“ und
2. „die völkerrechtlich verbindliche Neugestaltung internationaler Finanzbeziehungen im Sinne eines fairen Interessenausgleichs zwischen Schuldner und Gläubigern“.

1. Weitreichender Schuldenerlaß

Die Verschuldung vieler Länder im Süden der Erde - vor allem in Afrika - hat sich in den letzten Jahrzehnten verstärkt. Teilweise stammen die Schulden noch aus den 70er Jahren, als in den reichen Ländern des Nordens reichlich Geld vorhanden war und zu billigen Zinsen den südlichen Ländern angeboten wurde. Fallende Exportpreise für viele Waren (Tee, Kaffee, Kupfer usw.) und steigende Zinsen in den 80er Jahren führten etliche der Schuldnerländer in eine Schuldenfalle. Neuverschuldungen kamen hinzu, unter anderem, weil die Zinsen und Rückzahlungen von manchen Ländern nicht vorgenommen werden konnten. Die Notwendigkeit der Zinszahlungen und der Druck des Internationalen Währungsfonds (IWF) zwingt die Länder zur Ausbeutung der Natur und verlangt äußerste Sparmaßnahmen bei der Versorgung der Bevölkerung. Eine Folge sind zum Beispiel eine Zunahme der Unterernährung und der Kindersterblichkeit.

2. Dauerhafter Lösungsansatz

Während im nationalen Recht Schuldner nur bis zu einem Existenzminimum gepfändet werden, bleiben international staatliche Schulden auch bei Zahlungsunfähigkeit bestehen. Ein Existenz-minimum für Staaten besteht nicht. Dazu kommt, daß richterliche Funktionen nur von Gläubigerstaaten übernommen werden. Eine Veränderung der internationalen Finanzbeziehungen (Insolvenzrecht) könnte einer

hoffnungslosen Verarmung vieler Länder in Zukunft vorbeugen und zu einem deutlich gerechteren und partnerschaftlicheren Miteinander beitragen.

Unterstützungsmöglichkeiten der Kampagne durch Gruppen und Einzelpersonen:

1. Mitträgerschaft: Gruppen im weitesten Sinne können Mitträger der Kampagne werden. Das bedeutet, die Kampagne im Rahmen der Möglichkeiten zu unterstützen und einen (kleinen) finanziellen Beitrag zu leisten (Ende der Kampagne Juni 2001).

Kampagnenbüro: Erlaßjahr 2000, c/o SÜDWIND e.V., Lindenstraße 58-60, 53721 Siegburg, Tel. 02241/59 12 26, Fax: 02241/59 12 27.

2. Öffentlichkeitsarbeit: Beiträge von Einzelnen und Gruppen tragen dazu bei, daß die Kampagne bekannt und von der Bevölkerung getragen wird.

3. Unterschriftensammlung: Unterschriftenlisten sind im Kampagnenbüro erhältlich.

4. Teilnahme an der Demonstration am 19.6.1999 während des G-8-Gipfels in Köln

Neues aus Oldenburg

Alle Informationen über die Aktivitäten der Arbeitsstelle „Behinderung und Dritte Welt“ der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg können bei Dr. Peter M. Sehrbrock auf folgender Homepage abgerufen werden: <http://www.uni-oldenburg.de/sehrbrok>

Die jeweils aktualisierte Liste der Diplom- und Examensarbeiten kann ebenfalls über die oben angegebene Adresse bezogen werden.

Zur umfassenderen Qualifizierung der Studierenden im Studienschwerpunkt/ Wahlpflichtfach „Behinderung und Dritte Welt“ für entweder planende Tätigkeiten in international arbeitenden Organisationen oder Tätigkeiten im Feld der Behindertenarbeit vor Ort, hat sich die Seminarstruktur zu einem viersemestrigen Curriculum weiterentwickelt: Entwicklungstheoretische /-politische Grundlagen; Interkulturelle Sonderpädagogik; Freie Themenwahl zu aktuellen Fragestellungen; Projektmanagement. Die diesjährige Vorbereitung auf ein Praktikum in einem Land der Dritten Welt hat begonnen und wird wiederum von Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen und Hochschulen in Deutschland genutzt. Ein Neueinstieg ist zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich, die nächste Vorbereitung beginnt zum WS 1999/2000.

Folgende Reader des Seminars „Behinderung und Behindertenarbeit in Ländern der Dritten Welt“ der Universität Oldenburg sind erhältlich:

Grundlagenreader I: Basisinformationen zur Behandlung der Thematik „Behinderung und Dritte Welt“ (ca. 100 Seiten, 12,50 DM incl. Versand).

Grundlagenreader II: Zum Begriff „Entwicklung“: Technische Entwicklung-, Entwicklungshilfe- sowie Ökonomische Entwicklung und die Bedürfnisse behinderter Menschen (271 Seiten, 35,00 DM incl. Versand).

Grundlagenreader III: Interkulturelle Sonderpädagogik: Grundlagen der Interkulturellen Sonderpädagogik, Behinderung und Menschen mit besonderen Bedürfnissen in den Weltreligionen, Traditionelle Bräuche und Heilmethoden in verschiedenen Kulturen, Bildungssysteme verschiedener Kulturen (224 Seiten, 30,50 DM incl. Versand).

Kontakt und Bestellung:

Dr. Peter M. Sehrbrock,
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Arbeitsstelle „Behinderung und Dritte Welt“,
FB 1, EW 2, Postfach 2503, 26111 Oldenburg
E-Mail: sehrbrok@hrz1.uni-oldenburg.de

Veranstaltungen

- 30.4.-2.5.1999 Entwicklungszusammenarbeit als soziale Aufgabe und praktische Erfahrung - Teil I, in Kooperation mit der Akademie Frankenwarte, Würzburg
Information: Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit e.V., Wintgenstr. 63, 45239 Essen, Tel.: 0201/ 40 87 745, Fax: 0201/ 40 87 748, E-mail: bezev@t-online.de
- 12.6.-13.6.1999 FORUM REHABILITATION: „Ich war EntwicklungshelferIn - was nun?“ Jugendherberge Melsungen (bei Kassel)
Information: BEZ e.V., s.o.
- 25.7.-1.8.1999 XIII World Congress of the World Federation of the Deaf: „Diversity and Unity“ in Brisbane, Australia,
Information: Breda Carty, WFD Congress Secretariat PO Box 4044, St. Lucia South Queensland 4067, Australia.
Tel: +61 7 3870 8831. Text Tel: +61 7 3870 8837. Fax: +61 7 3371 9514. E-mail: wfcd99@convqld.org.au
- 13.9. -24.9.1999 Management Skills for Project Leaders In Developing Countries, CICH
Information: Centre for International Child Health, University of London, 30 Guilford Street, London WC1N 1EH, Tel:44 171 2429789 Fax:44 171 4042062 E-mail:cich@ich.ucl .ac.uk
Homepage:<http://cich.ich.ucl.ac.uk>
- 8.-10.10.1999 Frauen und Behinderung in einer Welt/ in der Dritten Welt: XIII. Symposium der BAG Behinderung und Dritte Welt
Information: Ruth Seyffert / M. Al Munaizel, Universität Würzburg, Lehrstuhl für Sonderpädagogik 1, Wittelsbacher Platz 1, 97074 Würzburg, Tel. + Fax: 0931/ 93564
- 18.11.-21.11.1999 Bundestreffen studentischer Arbeitsgruppen „Behinderung und ‘Dritte Welt‘“ in Leipzig

Für weitere Veranstaltungen auf dem Gebiet der Entwicklungszusammenarbeit weisen wir auf den Rundbrief „Bildungsauftrag Nord-Süd“ des World University Service hin. Bezug: World University Service, Koordinationsstelle „Nord-Süd im Bildungsbereich“, Goebenstraße 35, 65195 Wiesbaden.

LITERATUR & MEDIEN

Ute Meiser/Friedrich Albrecht (Hrsg.):

Krankheit, Behinderung und Kultur

Frankfurt am Main 1997. Verlag für Interkulturelle Kommunikation (IKO). 182 Seiten. ISBN 3-88939-424-8

Im Band 5 der Studienreihe "Behinderte Welt" wird dem Faktor Kultur im Kontext von chronischer Krankheit bzw. Behinderung eine besondere Berücksichtigung zugestanden. Die Erkenntnis, daß Krankheit und Behinderung als soziale Kategorien zu verstehen sind, wird gerade in der interkulturell vergleichenden Perspektive überdeutlich. Denn hier wird ersichtlich, daß diese zwar auf der ganzen Welt verbreitete Phänomene und universale menschliche Erfahrungskategorien sind, daß aber ihre

Deutung und Erklärung und die hieraus resultierenden Behandlungs- und Umgangsweisen durch den jeweiligen kulturellen Bezugsrahmen bestimmt sind.

Daß dies nicht nur auf die Länder der Dritten Welt mit ihrem Fundus an indigenen Kulturen zutrifft, verdeutlichen zwei Artikel, die sich mit Themen aus "westlichen" Kulturräumen befassen. Maureen H. FITZGERALD, Kathryn A. PATERSON und Debbie AZZOPARDI kommen durch die Analyse narrativer Interviews zu dem Ergebnis, daß das kulturtypische Ideal des "Aussie Battlers" bestimmend für das Verhalten von Menschen mit Multipler Sklerose in Australien ist, die ihre Beeinträchtigung verstecken. Edith WOLBER beleuchtet die Frage, was es heißt, als Frau mit einer Körperbehinderung in Deutschland zu leben und dort sowohl an die Grenzen einer "Schöner-fitter-gesünder-Kultur" zu stoßen, wie auch an solche, in denen das feministische Prinzip der männerfreien Räume und das Assistenzprinzip unauflösbar miteinander konkurrieren.

Die anderen drei Beiträge nehmen den traditionellen kulturellen Kontext in den Blick. Verena KECK faßt das Ergebnis ihrer zweijährigen Feldforschung bei den Yupno in Papua Neuguinea zusammen und verdeutlicht implizit vergleichend, wie unterschiedlich sich Ethno-Logiken in bezug auf Behindertsein/Kranksein mitunter ausnehmen, z.B., wenn man das WHO-Begriffssystem in Relation zur Theorie vom Kranksein bei den Yupno setzt. Einen expliziten Vergleich unternimmt Ute MEISER in ihrem Beitrag, in dem sie sich mit der kulturellen Bedeutung des Vaters in der Sozialisation chronisch kranker und beeinträchtigter Kindern in Tonga und Deutschland auseinandersetzt. Die Konfrontation mit der Art, wie in Tonga Väter von Geburt an an den emotionalen Entwicklungsprozessen teilhaben, bringt sie zur Schlußfolgerung, daß die Ausgrenzung des Vaters aus dem frühen Sozialisationsprozeß des Kindes in der modernen Gesellschaft nicht nur sozioökonomisch zu begründen ist, sondern auch sozialpsychologisch als unbewußte Verschwörung der Geschlechter. Friedrich ALBRECHT letztlich stellt die strategische Frage in den Vordergrund, ob gemeinwesenbasierte Rehabilitationskonzepte als valider Ansatz für Maßnahmen der Behindertenarbeit in Ländern der Dritten Welt taugen. In seiner Analyse kommt er zum Schluß, daß die Sonderpädagogik nur durch die radikale Hinwendung zur Gemeinschaft ihrem Anspruch gerecht werden kann, kulturell angepaßte Hilfen im Interesse von Menschen mit Beeinträchtigungen anbieten zu können.

Klaus Lachwitz

1948 - 1998 : 50 Years of Human Rights ; a guide through international human rights instruments for persons with an intellectual disability

Broschüre DIN A5, 36 Seiten, 7,-- DM; 3,50 Euro

Englischsprachiger Ergebnisbericht der offenen Projektgruppe »Kampf gegen Mißbrauch und Behinderung«, eingerichtet 1994 beim letzten Weltkongreß von Inclusion International, der weltweiten Vereinigung von Gesellschaften für Menschen mit geistiger Behinderung.

Überblick über bindende und nicht-bindende (z. B. UN-Deklarationen) internationale Vereinbarungen gegen Mißbrauch und Diskriminierung von Menschen mit geistiger Behinderung, dazu sachkundige Kommentare zu Stärken und Schwächen sowie zur Anwendung dieser Vereinbarungen.

Bestellung:

Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V., Vertrieb,
Raiffeisenstr. 18, D-35043 Marburg

Tel.: +49(6421)491-0

Fax.: +49(6421)491-167

e-mail: bvlh-vertrieb@t-online.de

Internet: <http://www.lebenshilfe.de>

Bitte hier abtrennen

Liebe Leserinnen und Leser der Zeitschrift „Behinderung und Dritte Welt“,

leider kommen nach wie vor sehr viele Zeitschriften mit dem Vermerk „Unzustellbar“ zurück. Dieses verursacht unnötige Kosten, die wir gerne im Interesse aller

vermeiden möchten. Aus diesem Grund fügen wir dieser Ausgabe einen Rückmeldebogen bei, den Sie bitte unbedingt mit Ihrer aktuellen Anschrift bis zum **31. Mai 1999** an die Redaktion zurücksenden möchten. Mit Ihren Rückmeldungen werden wir den Verteiler aktualisieren und nur diejenigen im Verteiler belassen, die den Rückmeldebogen zurückgesandt haben.

Rückmeldebogen

**Redaktion „Zeitschrift Behinderung und Dritte Welt“
c/o Gabriele Weigt
Wintgenstr. 63, 45239 Essen**

Ich möchte die Zeitschrift „Behinderung und Dritte Welt“ weiterhin beziehen.

-----		-----	
Name		Vorname	

Straße	PLZ	Wohnort	

Die Zeitschrift Behinderung und Dritte Welt wird sich in den kommenden Ausgaben mit folgenden Schwerpunktthemen beschäftigen:

- 2/1999 Frauen mit Behinderungen (verantwortlich: Gabriele Weigt)
- 3/1999 Nord-Süd-Kooperation in der Behindertenarbeit (verantwortlich: Harald Kolmar/ Adrian Kniel)
- 1/2000 Selbsthilfeorganisationen (verantwortlich: Gabriele Weigt)
- 2/2000 Ausbildung von Fachkräften in der Dritten Welt (verantwortlich: Adrian Kniel/ Friedrich Albrecht)

Interessierte Autorinnen und Autoren werden aufgefordert, nach vorheriger Rücksprache mit der Redaktion hierzu Beiträge einzureichen. Darüber hinaus sind Vorschläge für weitere Schwerpunktthemen willkommen.

Einsendeschluß für Beiträge:

Ausgabe: **2/ 1999:**

Ausgabe: **3/ 1999**

Hauptbeiträge: 12. März 1999

23. Juli 1999

Kurzmeldungen: 26. April 1999

6. September 1999

HINWEISE FÜR AUTORINNEN UND AUTOREN

Senden Sie bitte Ihre Beiträge für die nächsten Ausgaben der Zeitschrift *Behinderung und Dritte Welt* an die folgende Adresse:

Zeitschrift *Behinderung und Dritte Welt*
Wintgenstr. 63, 45239 Essen
Tel.: 0201/ 40 87 745
Fax: 0201/ 40 87 748
oder per e-mail an:
Gabi.Weigt@t-online.de

Die Redaktionsgruppe hat folgende Begrenzungen für die Textmenge von Beiträgen vereinbart:

Grundsatz- oder Übersichtsartikel	10 DIN A4-Seiten
Artikel	6-7 DIN A4-Seiten
News	0,5 DIN A4-Seite
Arbeitskreise	0,5 DIN A4-Seite
Organisationen	1 DIN A4-Seite

Bitte senden Sie uns Ihre Beiträge möglichst auf Papier und Diskette in einem WORD-Format (bis Word 7.0). Bitte verzichten Sie weitestgehend auf Formatierungen wie z.B. Silbentrennung, Seitenumbruch, verschiedene Schriften, usw.

Die Autorinnen und Autoren werden gebeten, dem Artikel ein Abstract von etwa vier Zeilen in der Originalsprache sowie eine kurze Information zu ihrer beruflichen Tätigkeit beizufügen.